

geographische
revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 5 · 2003 · Heft 2

Migration

geographische

revue

Jahrgang 5 · 2003 · Heft 2

Essay

Hartmut Esser **5**
Ist das Konzept der Assimilation überholt?

Ludger Pries **23**
Transnationalismus, Migration und Inkorporation.
Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften

Michael Bommers **41**
Migration in der modernen Gesellschaft

Diskussion

Christoph Scheuplein **59**
Der Paradigmenwechsel als große Erzählung

Harald Bathelt u. Johannes Glückler **66**
Plädoyer für eine relationale Wirtschaftsgeographie

Einzelrezensionen

- 73** Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen (Hg.):
 Kommerz, Kunst, Unterhaltung. Die neue Popularkultur
 in Zentral- und Osteuropa. Bremen 2002 (Analysen zur Kultur
 und Gesellschaft im östlichen Europa, Band 13). (Diana Schmidt)
- 78** Stefan Schmitz: Revolutionen der Erreichbarkeit. Gesellschaft,
 Raum und Verkehr im Wandel. Opladen 2001
 (Stadtforschung aktuell 83). (Markus Hesse)
- 81** Manfred Perlik: Alpenstädte: Zwischen Metropolisation
 und neuer Eigenständigkeit. Bern 2001 (Geographica
 Bernensia, Reihe P, Heft 38). (Ingo Mose)
- 83** Sabine Thabe: Raum(de)konstruktionen. Reflexionen zu einer
 Philosophie des Raumes. Opladen 2002. (Helmut Klüter)
- 85** Ulrich Brand, Alex Demirovic, Christoph Görg,
 Joachim Hirsch (Hg.): Nichtregierungsorganisationen in der
 Transformation des Staates. Münster 2001. (Markus Wissen)

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck ,
Jörg Becker (verantwortlich für diese
Ausgabe)
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz, Umschlag:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 9,00 EUR (incl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
15,00 EUR (incl. Versandkosten).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Dr. Jörg Becker, Institut für Geographie,
Universität Potsdam, Postfach 60 15 53,
14415 Potsdam
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
Prof. Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Hartmut Esser ■

Ist das Konzept der Assimilation überholt?

Das Konzept der Assimilation ist eigentlich immer umstritten gewesen. Das galt so gut wie immer schon für seine normative Bedeutung, aber auch als Hypothese für die empirischen Prozesse der (intergenerationalen) Integration von Migranten. Selbst in den deutlichsten Formulierungen der frühen Migrationssoziologie, etwa bei Park, Gordon, Price oder Eisenstadt, finden sich immer wieder einschränkende Bemerkungen, und – spätestens – im Zuge der sog. „New Immigration“ nach 1965 hat es z. B. in den USA erhebliche Diskussionen über seine Haltbarkeit gerade auch als Trendbeschreibung der empirischen Entwicklungen gegeben. Diese Kritik verstärkte sich im Zuge der aufkommenden Beobachtungen transnationaler Migrationssysteme, die, wenn man manchen Autoren glauben will, den Anschein erwecken, als gäbe es keine räumlichen, staatlichen, institutionellen oder kulturellen Vorgaben und Begrenzungen mehr, die den Bezugspunkt für irgendeine „Assimilation“ bilden könnten. Nicht länger könne daher, so wird gesagt, von bruchlosen Trends der Assimilation über die Generationen hinweg gesprochen werden, und an die Stelle des spurlosen Verschwindens der ethnischen Kategorien seien vielfältige Muster der auch dauerhaften ethnischen Pluralisierung, der „segmented assimilation“ und zahlloser „discontents“ mit der bloßen Anpassung an die Aufnahmegesellschaft zu beobachten. Die Debatte wird auch mit Blick auf die gesamte Ausrichtung der Migrationssoziologie geführt: Die Entdeckung nicht-ökonomischer Aspekte, speziell die der sozialen Einbettung in dauerhaft gepflegte ethnische Netzwerke und der stark begrenzten Rationalität der Akteure, die besondere Verwendbarkeit der ethnischen Kapitalien, wie etwa ethnische Solidaritäten, beispielsweise für ethnische Unternehmungen und damit auch für den sozialen Aufstieg im Aufnahmeland, der Mehrebenen- und Prozesscharakter des Geschehens, die vielfältigen Feedback-Prozesse und, insbesondere, die erwähnte Emergenz transnationaler Migrationssysteme erzwingen, so heißt es, eine Abkehr von den herkömmlichen linearen, statischen und einseitigen Konzepten, die vielleicht noch für die „old“ Immigration hätten gelten können, jetzt aber endgültig ihre (universale) Bedeutung verloren hätten (vgl. u. a. Massey u. a. 1998, Portes 1999, Rumbaut 1999, Zhou 1999, Faist 2000, Pries 2001). Freilich ist die Gegenkritik auch nie verstummt. Rogers Brubaker (2001) hat beispielsweise erst kürzlich die These vom „return of assimilation“ wenigstens im öffentlichen Diskurs und in den migrationspolitischen Regulierungen einiger wichtiger Aufnahmeländer (USA, Frankreich, Deutschland) vertreten. Und vor allem Richard Alba, der sich besonders inten-

siv mit den *empirisch* beobachtbaren Vorgängen der längerfristigen Prozesse der intergenerationalen Integration befasst hat, ist mit einigen seiner Kollegen dieser These vom „decline“ des Konzeptes der Assimilation sehr dezidiert entgegen getreten (am deutlichsten in Alba/Nee 1999).

Die Verteidigung des Assimilationskonzeptes geht dabei davon aus, dass es in der Tat doch weiter gewisse institutionelle und kulturelle *Kerne* gebe, die insbesondere in den (formellen und informellen) „Verfassungen“ der nationalstaatlich definierten Aufnahmegesellschaften verankert seien. Diese strukturell gegebenen und nicht einfach „transnational“ weg zu definierenden Kerne bilden, so die Annahme, weiterhin auf die Migranten (aller Generationen) über alle Differenzen und Distanzen hinweg eine unwiderstehliche zentripetale Kraft und zwingen sie, schon von den „objektiven“ eigenen Interessen her, letztlich über die Generationen hinweg auf den Weg der Assimilation an den jeweiligen Kern. Genau dies aber scheint von der Gegenthese eines Endes des klassischen Assimilationskonzeptes bestritten zu werden: Es gebe, auch angesichts der Entstehung übernationaler Institutionen und der weltweiten Interdependenzen der *verschiedenen* Kulturen, diesen Kern in der bisherigen Eindeutigkeit nicht mehr, andere Zentren, etwa die der Herkunftsgesellschaften oder die einer (transnationalen) ethnischen Gemeinde, seien von einer ähnlichen oder gar größeren Stärke und Attraktivität, und mit diesem (neuen) Mehrebenen-Polyzentrismus komme die alte mono- und ethnozentristische Assimilationstheorie – endgültig und grundsätzlich – nicht (mehr) zurecht.

Der folgende Beitrag hat ein einfaches Ziel. Er will zeigen, dass auch unter den diversen „neuen“ Verhältnissen die Vorstellung einer Assimilation an die jeweiligen nationalen Verfassungen und Kulturen als erwartbarem Prozess der Entwicklung der interethnischen Beziehungen im Zuge von (internationalen) Wanderungen keineswegs überholt ist. Drei Argumente werden dazu vorgetragen. *Erstens* ist *nicht* davon auszugehen, dass es unter den Bedingungen globaler und transnationaler Kommunikationen und Kontakte keine gesellschaftlich verankerten Vorgaben mehr gäbe, die den Bezugspunkt für gewisse Angleichungen bilden; das hierfür zentrale theoretische Konzept ist das der sozialen Produktionsfunktionen und die Unterscheidung zwischen spezifischem und generalisiertem Kapital. *Zweitens* wird angenommen, dass die Schaltstelle der Vermittlung von Chancen der strukturell verankerten Inklusion die Vermittlung von generell verwendbarem Humankapital ist, und dass hierbei auch weiterhin kulturelle Vorgaben des jeweiligen Aufnahmekontextes eine zentrale Bedeutung haben. Und *drittens* wird gezeigt, dass die Emergenz von – wie auch immer institutionalisierten – ethnischen Netzwerken, Organisationen oder Gemeinden zu gewissen, meist so nicht intendierten und oft sogar unerwünschten, strukturellen Folgen führt, die zwar als Alternativen zur Assimilation anzusehen, aber mit den Funktionsbedingungen moderner, funktional differenzierter Gesellschaften kaum zu vereinbaren sind. Wir beginnen mit einer Klärung der hierfür wichtigen Begrifflichkeiten und schließen mit einer Betrachtung über die weiteren Perspektiven.

1 Die Assimilation und ihre Alternativen

Assimilation bedeutet im Zusammenhang interethnischer Beziehungen zunächst ganz allgemein nur Angleichung der Akteure bzw. Gruppen in gewissen Eigenschaften an einen Standard. In einem naiven Verständnis wird dabei oft die – mehr oder weniger erzwungene und auferlegte – Homogenisierung einer Bevölkerung und die Aufgabe kultureller, religiöser und ethnischer Identitäten gemeint, der dann manchmal die (attraktivere) Idee einer multikulturellen Vielfalt eines friedlichen Miteinanders der verschiedenen Gruppen entgegen gestellt wird. Oft wird als Alternative dazu auch das Konzept der Integration verstanden, womit dann die Eingliederung der Migranten ohne die Aufgabe ihrer ethnischen Eigenständigkeiten gemeint wird. Die Komplikationen – und viele Verwirrungen in den Diskussionen – ergeben sich daraus, dass jeweils sehr verschiedene Aspekte des sozialen Geschehens angesprochen sein können, die nicht nur begrifflich unterschieden werden müssen, sondern darüber hinaus in oft nicht leicht erkennbaren theoretischen und empirischen Zusammenhängen miteinander stehen. Um die verschiedenen Aspekte zu ordnen, sind *drei* verschiedene konzeptionelle Bezugs Ebenen interethnischer Beziehungen zu unterscheiden: die *Sozial-Integration* individueller *Akteure* in soziale Systeme allgemein, die *sozialen Strukturen* der Aufnahmegesellschaft in der Form der *sozialen Ungleichheit* einerseits und der *sozialen Differenzierung* andererseits und die *System-Integration* der Aufnahmegesellschaft als soziales Gebilde insgesamt (vgl. dazu allgemein näher Esser 2000, 285 ff.).

Sozial-Integration

Unter der *Sozial-Integration* der individuellen Akteure wird deren „Inklusion“ in bereits bestehende soziale Systeme verstanden. Vier spezielle Aspekte lassen sich dabei unterscheiden: die *Kulturation* als die Übernahme von Wissen, Fertigkeiten und kulturellen Vorstellungen und „Modellen“, die *Platzierung* als die Übernahme von Rechten und die Einnahme von Positionen in (relevanten) Bereichen des jeweiligen sozialen Systems, etwa in Bildung und Arbeits- und Wohnungsmarkt, die *Interaktion* als die Aufnahme von sozialen (Primär-)Beziehungen und die Inklusion in (zentrale) Netzwerke, und schließlich die *Identifikation* als die Übernahme gewisser Loyalitäten zum jeweiligen sozialen System.

Vereinfachend lassen sich dann für die Situation von Migranten zwei Bezüge einer solchen Inklusion unterscheiden (vgl. zu dieser „Logik“ mit dem Bezug nur auf die kulturelle Dimension und mit anderen Bezeichnungen Berry 1990, 245): die ethnische Gruppe, sei es die Herkunftsgesellschaft, eine ethnische Kolonie oder ein transnationales ethnisches Netzwerk, einerseits und die Aufnahmegesellschaft bzw. ein bestimmtes Segment davon andererseits. Aus dieser Logik ergeben sich, erneut vereinfachend, vier Konstellationen: die *Marginalität* als das Fehlen jeder sozialen Integration, die *multiple Inklusion* als

gleichzeitige soziale Integration in *beide* soziale Systeme, etwa als Bilingualität oder multiple Identität, die *individuelle Segmentation* als die soziale Integration des Akteurs (nur) in die ethnische Gruppe und die soziale Integration (nur) in die Aufnahmegesellschaft, die als *individuelle Assimilation* bezeichnet sei.

Die *individuelle Assimilation* ist damit ein Spezialfall der *Sozial-Integration* von Migranten als individuelle Akteure in bestehende soziale Systeme. Entsprechend den vier Dimensionen der sozialen Integration lassen sich vier Aspekte dieser individuellen Assimilation unterscheiden: die *kulturelle Assimilation*, speziell in der Form des Spracherwerbs, die *strukturelle Assimilation*, vor allem als Erwerb von Bildungsqualifikationen und als Platzierung auf dem (primären) Arbeitsmarkt, die *soziale Assimilation* als die Existenz von Kontakten zu der einheimischen Bevölkerung, am deutlichsten ablesbar an einer inter-ethnischen Heirat, und die *emotionale Assimilation* als – mehr oder weniger milde – Identifikation mit den Verhältnissen im Aufnahmeland. Die individuelle Assimilation beinhaltet damit die – empirisch feststellbare – Angleichung der sozialen Positionierung, der Eigenschaften und schließlich der Verhaltensweisen an einen bestimmten Standard, und es ist, jedenfalls vom Konzept her, nicht ausgeschlossen, dass diese Angleichung auch von der Aufnahmegesellschaft her ausgeht, wie das etwa in der „pluralistischen Assimilation“ in vielen ethnischen Eßgewohnheiten problemlos der Fall ist.

Mit der beschriebenen Vieldimensionalität der Vorgänge ergeben sich eine Reihe möglicher Kombinationen der verschiedenen Arten der individuellen Assimilation, deren Extreme die komplette Assimilation einerseits oder die vollständige Segmentation in allen Dimensionen andererseits ist. Es lassen sich auch bestimmte kausale Beziehungen und Prozessverläufe vorstellen, etwa derart, dass der Spracherwerb eine notwendige Bedingung der strukturellen Assimilation ist, die ihrerseits von einer gewissen sozialen Assimilation abhängig ist.

Die Alternativen zur (individuellen) Assimilation sind mit den drei anderen Typen der beschriebenen Logik gegeben: die Marginalität, die Segmentation und die multiple Inklusion.

Alternativen zur Assimilation

Alle diese Fälle lassen sich empirisch auch beobachten, wenngleich in unterschiedlichen Häufigkeiten. Als Alternativen kommen, wenn man hier schon eine wohl unumstrittene normative Wertung einfügen mag, nur die (individuelle) Segmentation und die multiple Inklusion in Frage. Besonders die multiple Inklusion dient vor diesem Hintergrund oft als Anhaltspunkt für Überlegungen zu Perspektiven einer multikulturellen Gesellschaft. Dabei ist indessen festzuhalten, dass es sich stets *auch* um die Inklusion in (relevante) Bereiche der Aufnahmegesellschaft handelt, wie etwa das Beispiel der Bilingualität zeigt: Dazu bedarf es *immer* auch der (souveränen) Beherrschung der Sprache des Aufnahmelandes. Die multiple Inklusion setzt daher stets *mehr* voraus – an Verfügbarkeit von Opportunitäten und an Investitionen – als die „einfache“ individuelle Assimilation oder Segmentation, und das mag erklären, warum sie in der

Regel nur in Ausnahmefällen und bei speziellen Gruppen, wie Akademikern oder Künstlern, festzustellen ist (vgl. für den Fall der Bilingualität u. a. Portes/Schauffler 1996, Bean/Stevens 2003). Ohne Vorgänge der individuellen Assimilation, etwa an Sprachkompetenzen, ist sie jedenfalls nicht möglich. Und manche Arten der Sozial-Integration, wie ein Bildungsabschluss oder die Integration in den primären Arbeitsmarkt, sind als multiple Inklusion schon technisch und institutionell kaum denkbar.

Ethnische Ungleichheit und ethnische Differenzierung

Interethnische Beziehungen berühren stets auch die *sozialen Strukturen* einer Aufnahmegesellschaft, vor allem die Muster der sozialen Ungleichheit einerseits und der sozialen Differenzierung andererseits. Die soziale Ungleichheit bezieht sich auf gewisse (statistische) *Aggregationen* der individuellen Eigenschaften und Verhaltensweisen von ansonsten unverbundenen Akteuren, die soziale Differenzierung dagegen auf die Beziehungen der verschiedenen *sozialen Systeme* einer Gesellschaft, etwa in der Form funktionaler Differenzierungen einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung nach Funktionssystemen, kultureller Differenzierungen in unterschiedliche kulturelle Milieus oder auch normativer Differenzierungen in deviante Subkulturen oder gar Gegenkulturen. Vor diesem Hintergrund lässt sich der Begriff der *gesellschaftlichen* Assimilation leicht rekonstruieren. Er hat entsprechend zwei Bezüge: die soziale Ungleichheit und die soziale Differenzierung.

Bezogen auf die *soziale Ungleichheit* bedeutet die (gesellschaftliche) Assimilation ethnischer Gruppen nichts weiter als das (komplette) *Verschwinden von Zwischengruppen-Differenzen* zwischen den verschiedenen ethnischen Kategorien in (relevanten) individuellen Eigenschaften. Das heißt *nicht* das Verschwinden von sozialen Ungleichheiten insgesamt, sondern (nur), dass es keine ethnisch strukturierten sozialen Ungleichheiten gibt. Bezogen etwa auf die Kategorie des Geschlechts hieße die Geschlechts-Assimilation nur das Verschwinden jeder Ungleichheit im Einkommen nach Geschlecht, und keineswegs der Einkommensunterschiede insgesamt. Man könnte diese Form als *Aggregat-Assimilation* bezeichnen. Bezogen auf die *soziale Differenzierung* läge entsprechend eine (gesellschaftliche) Assimilation der ethnischen Gruppen dann vor, wenn sie sich als eigenständige soziale Systeme, etwa als ethnische Enklaven und Organisationen, *auflösen*, speziell in der Hinsicht, dass es keine besonderen ethnischen Institutionalisierungen, Codierungen, Grenzziehungen und Organisationen gibt. Diese Form der de-ethnisierenden gesellschaftlichen Angleichung könnte man als *System-Assimilation* bezeichnen. Das heißt beispielsweise, dass es die ethnischen Gemeinden nur noch als eher private und individualisierte Segregationen nach persönlichen Präferenzen, aber nicht (mehr) als institutionell vollständige, selbstgenügsame und ethnisch codierte und abgegrenzte „Parallelgesellschaft“ gibt, und dass sich auch bestimmte kulturelle Arbeitsteilungen der Verteilung von Funktionsbereichen auf typische ethnische Gruppen auflösen. So gesehen ist die nach

ethnischen Kategorien vollzogene System-Assimilation (wie die Aggregat-Assimilation auch) ein *zentraler* Aspekt der konsequenten *funktionalen* Differenzierung und Modernisierung von Gesellschaften und der Auflösung von letztlich funktionsfremden ständischen Elementen darin.

Sowohl die soziale Ungleichheit wie die soziale Differenzierung haben eine horizontale wie eine vertikale Dimension. Mit der gesellschaftlichen Assimilation ist – logischerweise – diese Unterscheidung nicht weiter von Belang. Sie wird aber bedeutsam mit Blick auf die Alternativen zur (gesellschaftlichen) Assimilation.

Bei der *sozialen Ungleichheit* betrifft die *horizontale* Dimension die *Andersartigkeit* der Akteure ohne eine weitere Bewertung, etwa bestimmte Lebensstile, religiöse Überzeugungen oder Präferenzen für Wohngegenden. Die *vertikale* Dimension bezieht sich dagegen auf die *Andersrangigkeit* der ethnischen Gruppen, etwa im Einkommen, in den Bildungsabschlüssen oder in der Qualität der Wohnumgebung. Die *horizontale* ethnische Ungleichheit, etwa in der Form der Beibehaltung nicht weiter bewerteter kultureller Gewohnheiten und Fertigkeiten, sei dann als *ethnische Pluralisierung* bezeichnet, die *vertikale* ethnische Ungleichheit als *ethnische Schichtung*. Es gibt sie beispielsweise in der Form systematischer ethnischer Bildungsungleichheiten.

In Hinblick auf die *soziale Differenzierung* betrifft die *horizontale* Dimension das Nebeneinander verschiedener, aber als gleichrangig angesehener gesellschaftlicher Segmente, etwa bei den Teilstaaten eines Staatenverbundes. Die *vertikale* Dimension bezeichnet dagegen Unterschiede in Macht, Prestige und Privilegien zwischen diesen Segmenten, etwa als Folge eines unterschiedlichen Entwicklungsstandes der Segmente. Der Fall der *horizontalen* ethnischen Differenzierung sei als *ethnische Segmentation* bezeichnet. Es ist die Abspaltung einer ansonsten als gleichrangig angesehenen ethnischen Gruppe als (relativ) autonome gesellschaftliche Untereinheit. Der Fall der *vertikalen* Rangordnung ethnischer Sozialsysteme sei schließlich als *ethnischer (Neo-)Feudalismus* bezeichnet. Es ist eine Situation, die einem Kastensystem nicht unähnlich ist, und manche Autoren haben, etwa im Zusammenhang der Situation der Farbigen in den USA, von einem Quasi-Kastensystem gesprochen (vgl. Berreman 1960).

System-Integration

Die Integration eines sozialen Systems als *Gesamtheit* wird als *System-Integration* bezeichnet. Sie liegt dann vor, wenn die Teile eines übergreifenden sozialen Systems, etwa einer Gesellschaft, untereinander verbunden und wechselseitig voneinander abhängig sind, jedes für sich damit ein „integraler“ Bestandteil des gesamten (sozialen) Systems ist und dadurch ein gesellschaftlicher Zusammenhalt der verschiedenen Teile – Akteure, Aggregate und Teil-Systeme – gegeben ist. Als Minimalbedingung der Systemintegration lässt sich die Abwesenheit von (offenen und systematischen) Konflikten zwischen Teilen

der Bevölkerung, etwa zwischen sozialen Klassen, bzw. bestimmten Teil-Systemen, etwa zwischen Regionen, benennen.

Die System-Integration ist das zentrale Problem aller in verschiedene Aggregate und/oder Teil-Systeme differenzierten Gesellschaften. *Ethnische* Konflikte sind dann jener Spezialfall einer System-Desintegration, bei der es gewisse ethnisch codierte Spaltungen der ethnischen Ungleichheit und/oder, besonders, der ethnischen Differenzierung gibt.

Weil es kollektiv codierte und organisierte Konflikte und Gefährdungen der System-Integration in ethnisch homogenen wie in ethnisch heterogenen Gesell-

System-Integration ist das zentrale Problem differenzierter Gesellschaften

schaften gibt, können ethnische Konflikte *nicht* als „Alternativen“ zur Assimilation angesehen werden. Im Gegenteil: Es gibt Beobachtungen, wonach, ganz analog zum Tocqueville-Paradox, die Mobilisierung von ethnischen Konflikten mit einer Annäherung wenigstens von Teilgruppen, etwa von („relativ“) deprivierten ethnischen Eliten, an die zentralen institutionellen Bereiche der (Aufnahme-)Gesellschaft und deren Assimilation, etwa nach Sprachvermögen oder Bildung, sogar wahrscheinlicher wird. Kurz: Die System-Integration und die individuelle wie die gesellschaftliche *Assimilation* von Migranten und ethnischen Gruppen sind konzeptionell *unabhängig* von einander.

Aber auch wenn sich die System-Desintegration und die ethnischen Konflikte nicht als Alternativen zur Assimilation fassen lassen, gibt es empirische und theoretisch gut begründbare Zusammenhänge zwischen bestimmten Formen der Assimilation und ihrer Alternativen und dem Auftreten ethnischer Konflikte. Die wichtigste Bedingung der Systemintegration und der Verhinderung kollektiver Konflikte ist die Existenz von *übergreifenden* Interdependenzen, speziell auch ökonomischer und institutioneller Art, einschließlich der Existenz von persönlichen sozialen Beziehungen und Netzwerken, die die verschiedenen Aggregate und Teil-Systeme übergreifen (vgl. dazu Varshney 2002). Die Folge davon ist, dass es zwar möglicherweise deutliche Konfliktlinien, etwa über dominante Interessen, gibt, dass sich die Konfliktinteressen aber immer gleichzeitig mit hohen Opportunitätskosten überkreuzen. Die einander überlappenden sozialen Beziehungen sorgen dann bei evtl. drohenden oder schon angelaufenen Eskalationen für eine, dann auch kommunikativ abstützbare, Entschärfung. Das ist besonders ausgeprägt bei der funktionalen Differenzierung einer gesellschaftlichen Arbeitsteilung in den komplexen modernen Gesellschaften, die sich von funktionsfremden Merkmalen der Akteure *abgekoppelt* hat und bei der *nur* die funktionale Leistung zählt, eine Konstruktion, die sich sozusagen mit ihrer Differenzierung selbst trägt und (systemisch) integriert: Arbeitsteilige Zusammenhänge, die sich nicht gleichzeitig systematisch auf typische Aggregate und/oder Segmente der Gesellschaft, etwa ethnische Gruppen, beziehen, erzeugen gerade diese Interdependenzen und verhindern jede Selbstgenügsamkeit und funktionsfremde Spaltung, von der her erst segmentierende offene und systematische Konflikte ausgehen könnten.

Besondere Loyalitäten und emotional verankerte Identifikationen mit der betreffenden Gesellschaft, Wir-Gefühle oder eine „organische Solidarität“ sind dabei, das sei noch hinzugefügt, nicht erforderlich. Sie behindern eher die funktionalen Abläufe, die für diese Form der Systemintegration sorgen.

2 Die Situationslogik der Assimilation

Bisher ging es vorwiegend um die begrifflichen Alternativen und um mögliche strukturelle Ergebnisse von Prozessen der (intergenerationalen) Integration, speziell vor dem Hintergrund der Funktionsbedingungen komplexer, funktional differenzierter Gesellschaften. Danach sehen die meisten Alternativen zur Assimilation nicht sonderlich wünschenswert aus, bis auf die horizontale Ungleichheit einer im wesentlichen kulturellen ethnischen Pluralisierung in Form von individualisierten Lebensstilen. Alle anderen Alternativen liefen entweder auf askriptiv begründete vertikale Rangordnungen, gesellschaftliche Segmentationen und Quasi-Kasten-Systeme, (kollektive) Konflikte oder auf wohl generell kaum akzeptable Situationen hinaus, wie die Marginalisierung der Migranten. Im Kern aller dazu alternativen Vorgänge steht die *strukturelle* Assimilation der Migranten, ihre Inklusion also in die zentralen Funktionsbereiche der (Aufnahme-)Gesellschaft, speziell über den Erwerb von Bildungsqualifikationen und die Beteiligung am primären Arbeitsmarkt. Mit Nachteilen bei der strukturellen Assimilation hängen insbesondere die vertikalen ethnischen Ungleichheiten und Differenzierungen zusammen. Alles andere hängt, jedenfalls in den funktional differenzierten (Markt-)Gesellschaften, auch daran, und auch jede multiple Inklusion der gleichzeitigen Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft und die ethnische Gruppe setzt sie voraus.

Im Folgenden soll darüber hinaus begründet werden, dass es so etwas wie eine objektive „Situationslogik“ hin zur (strukturellen) Assimilation an die zentralen institutionellen Bereiche der Aufnahmegesellschaft gibt, und dass die Beachtung dieser Situationslogik letztlich im (so gesehen: objektiven) Interesse der Migranten selbst liegt. Außerdem soll gezeigt werden, wie sich die beobachtbaren Alternativen dazu als – oft nicht intendierte – Ergebnisse von nicht-assimilativen Reaktionen erklären lassen, die damit zu tun haben, dass die für die strukturelle Assimilation nötigen Investitionen oft nicht möglich sind, gelegentlich aber auch nicht konsequent genug verfolgt werden, weil es leicht erscheinende Alternativen dazu gibt.

Die theoretische Grundlage dieser Begründung ist das Modell der soziologischen Erklärung (vgl. dazu ausführlich Esser 1999a, Kapitel 3 bis 7). Es rekonstruiert, ganz allgemein, bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse und Prozesse als aggregierte und oft so nicht geplante, auch sich erst noch über längere Pfade entwickelnde und evtl. zu stabilen Gleichgewichten konvergierende Ergebnisse eines an den Gegebenheiten einer Situation orientierten Handelns von Akteuren, die für ihr Handeln im Prinzip „gute Gründe“ geltend machen können. Der erste Schritt ist dabei die Rekonstruktion der objektivierbaren, weil

strukturell verankerten, „Logik“ der Situation, der die Akteure unterliegen. Jede Erklärung der Assimilation von Migranten (gegenüber dem Auftreten ihrer Alternativen) muss starke Argumente dafür benennen, dass Migranten ganz unterschiedlicher Herkunft und sozialer Situation ein nachhaltiges objektives Interesse an der Angleichung an dem jeweils vorgefundenen oder aufgesuchten Standard haben, wobei dieser Standard nicht unbedingt mit den Institutionen eines Nationalstaates identisch sein muss (wenngleich er es empirisch nach wie vor meist ist).

Die Antwort darauf ist das Konzept der sozialen Produktionsfunktion und die schon von Robert K. Merton entwickelte Idee der kulturellen Ziele und der dazu erforderlichen institutionalisierten Mittel (vgl. Esser 1999b, Kapitel 3 insbesondere). Danach sind im Prinzip *alle* menschlichen Akteure an der Erfüllung von zwei *generellen* Grundbedürfnissen interessiert: physisches Wohlbefinden und soziale Wertschätzung. Diese Bedürfnisse können aber wiederum nur durch bestimmte „Zwischengüter“ befriedigt werden. Zwischengüter, die dies für eine *gegebene* soziale Umgebung *unmittelbar* leisten, werden daher auch *primäre* Zwischengüter bzw. (nach Merton) kulturelle Ziele genannt. Für funktional differenzierte (Markt-)Gesellschaften ist dies speziell der ökonomische Wohlstand, in anders verfassten Gesellschaften etwas anderes, wie etwa eine ständische Ehre oder Landbesitz.

Deshalb ist zunächst davon auszugehen, dass *alle* Migranten ein objektives, weil *gesellschaftlich* strukturiertes, Interesse an der Erreichung dieses Zieles, Sicherung materiellen Wohlstandes, haben (müssten). Warum es gleichwohl zu – auch deutlichen – Unterschieden im Verhalten und gelegentlich sogar zur offensiven Abwehr dieser Orientierung kommt, lässt sich dann auch leicht verständlich machen. Es hat damit zu tun, dass die kulturellen Ziele ihrerseits produziert werden müssen, und zwar unter Einsatz von *indirekten* Zwischengütern. Das sind andere Kapitalien, wie Marktgüter, Humankapital oder die Nutzung von Netzwerken (und immer von Zeit), etwa für den Spracherwerb, die Gründung eines Unternehmens oder für eine Bildungskarriere. Es sind die für den Geltungsbereich der Aufnahmegesellschaft *institutionalisierten* und daher dort auch effizienten Mittel. Die jeweils von den Akteuren *verfügbaren* Kapitalien oder Mittel sind jedoch nicht alle gleich legitim und/oder effizient in der Produktion der letztlich im Aufnahmekontext nur relevanten und deshalb primär interessierenden kulturellen Ziele. Gerade hierin aber unterscheiden sich üblicherweise, wenngleich nicht immer, die Migranten (wenigstens der ersten Generation) und die (Durchschnitts-)Bevölkerung des Aufnahmelandes. Der wichtigste Aspekt dieser Unterschiedlichkeit in der Effizienz ist die Reichweite der Verwendbarkeit des mitgebrachten sog. ethnischen Kapitals, wie etwa die Muttersprache, das ethnische Humankapital an kulturellem und normativem Wissen oder auch die ethnischen Netzwerke und das damit verbundene Sozialkapital: Sein voller Wert ist an die Existenz einer ethnischen Umgebung gebunden. Hinzu treten oft Ineffizienzen aus Einstellungen der sozialen Distanz und Diskriminierungsneigungen in der Aufnahmegesellschaft. Vor dem Hintergrund dieser (relativen) Ineffizienzen des ethnischen Kapitals

wird es dann (sehr) verständlich, dass sich die ethnischen Gruppen trotz des strukturell untermauerten Interesses an der Verfolgung der kulturellen Ziele der Aufnahmegesellschaft oft in ihrem Verhalten *nicht* assimilieren: Verglichen mit der Option einer aussichtslos erscheinenden (individuellen) Assimilation werden die abwartende Hinnahme des Status quo, die Investition in eine ethnische Karriere, etwa die Gründung eines ethnischen Unternehmens oder die Pflege eines transnationalen Netzwerks, oder sogar der Versuch der Änderung der Verfassung der Gesellschaft zugunsten des kontrollierten ethnischen Kapitals zur dann nachvollziehbaren Strategie.

Daraus können sich dann sehr verschiedene, auch so nicht intendierte, strukturelle Folgen ergeben: die ethnische Schichtung als (Spät-)Folge des Verzichts auf assimilative Bildungsinvestitionen; die ethnische Segmentation einer ökonomischen Enklave und danach evtl. einer institutionell vollständigen ethnischen Gemeinde als (Spät-)Folge der Gründung ethnischer Unternehmungen und Organisationen; oder die Emergenz eines (schließlich auch dauerhaften) ethnischen Konflikts als indirekte (Spät-)Folge evtl. gerade dieser ethnischen Segmentation, die die organisatorische, soziale und moralische Basis der dafür stets nötigen Mobilisierungen bilden kann.

Ändern sich freilich die Umstände oder liegen besondere Bedingungen vor, sind auch andere strukturelle Ergebnisse zu erwarten. Die wichtigste Alternative zu den beschriebenen strukturellen Folgen ist die Assimilation der Folgegenerationen von Migranten, die sich zunächst durchaus segmentiert hatten, weil es dazu keine erreichbare erträgliche Alternative gab. Dabei wird – mindestens – implizit angenommen, dass sich einige der für das nicht-assimilative Verhalten wichtigen Randbedingungen ändern. Speziell wird für die Folgegenerationen angenommen, dass sie hinreichende Gelegenheiten zum „exposure“ zu (zentralen) Bereichen der Aufnahmegesellschaft haben, so dass sie dann doch über für die Zielerreichung effizient(er)es Kapital verfügen, etwa Sprachkenntnisse, sowie dass die zunächst evtl. bestehenden Distanzen von Seiten der Aufnahmegesellschaft kleiner geworden sind. Insofern diese Bedingungen zur Inklusion *nicht* gegeben sind, kann es natürlich auch über die Generationen hinweg keine Assimilation geben. Umgekehrt sind solche ethnischen Gruppen sogar im Vorteil, die bei den wichtigen Randbedingungen gegenüber der einheimischen Bevölkerung bzw. den einheimischen Unterschichten in einer günstigeren Position sind: Die kulturelle Hochwertung von Bildung als Wert an sich, wie in der jüdischen und in der asiatischen Kultur, und das Funktionieren von sozialen Kontrollen in intakten Familienverbänden, wie ebenfalls dort, legen eine hohe Nachhaltigkeit von Investitionen in Bildung auch gegen alle Widerstände nahe. Und weil die Bildung das in funktional differenzierten Gesellschaften zentralste und effizienteste indirekte Zwischengut mit einer auch außerhalb jedes speziellen nationalen Kontextes hohen Verwertbarkeit ist, verwundert es nicht, dass unter diesen Umständen es sogar zu einer Über-Assimilation und zur Über-Schichtung der Aufnahmegesellschaft kommen kann. Nicht selten sind dann – sehr unmoderne – Schließungsversuche von Seiten der einheimischen Bevölkerung die Reaktion darauf.

Die Notwendigkeit der individuellen strukturellen Assimilation für alles andere hat freilich weitere Konsequenzen. Hier spielen insbesondere die *kulturellen* Vorgaben der jeweiligen Aufnahmekontexte eine zentrale Rolle. Der Grund ist aus dem Konzept der sozialen Produktionsfunktionen unmittelbar ableitbar: Sowohl die Art der primären Zwischengüter bzw. kulturellen Ziele, wie die Effizienz der indirekten Zwischengüter bzw. der institutionalisierten Mittel und der einsetzbaren Kapitalien sind von den jeweils geltenden gesellschaftlichen Verhältnissen und Verfassungen abhängig. Das sind jedoch nach wie vor insbesondere die institutionellen Vorgaben der jeweiligen Nationalstaaten bzw. der Sub-Regionen.

Das gilt speziell für das besonders zentrale Kapital der Bildung: Es ist stets und unvermeidlich auch in recht spezifische kulturelle Vorgaben eingebettet, und sei es nur über die soziale Herkunft des Lehrpersonals und der jeweiligen regionalen oder örtlichen Verhältnisse der Organisation des Bildungssystems. Insofern wird es nicht nur bei den kulturellen Zielen gewisse unumgehbare strukturell verankerte institutionelle Vorgaben geben, sondern *immer* auch lokale, regionale und/oder nationalstaatliche kulturelle Umstände, die die Chancen und Bereitschaften steuern, in die jeweils relevanten Kapitalien tatsächlich und nachhaltig zu investieren und damit Erfolg zu haben. Von einer Aufhebung der Bedeutung des (sozialen) Raumes als Bezug der Strukturierung des Verhaltens von Migranten, wie sie seit einiger Zeit im Zuge gewisser Entstrukturierungsdiskurse, etwa der soziologischen Systemtheorie, behauptet wird (vgl. etwa Pott 2002, 115 ff.), kann vor diesem Hintergrund jedenfalls keine Rede sein. Weder theoretisch, noch empirisch.

3 Die „Interaktion“ von ethnischer Segmentation und ethnischer Ungleichheit: Das Beispiel der ethnischen Mobilitätsfalle.

Die Investition in eine bessere Bildung ist der prototypische Fall der individuellen strukturellen Assimilation und gleichzeitig die wohl wichtigste Bedingung für die Inklusion in die zentralen Bereiche einer funktional differenzierten Aufnahmegesellschaft, wie die in deren primären Arbeitsmarkt. Die Alternative wäre die Entstehung (und Vererbung) einer systematischen ethnischen Schichtung als der vertikalen Variante der ethnischen Ungleichheit. Die Investition in ein ethnisches Unternehmen ist der prototypische Fall für die Entstehung einer ethnischen Differenzierung, etwa zunächst die einer ethnischen Nischenökonomie, an die sich dann die Etablierung und institutionelle Vervollständigung einer ethnischen Gemeinde anschließen kann. Die entsprechende Investition muss keineswegs das Ziel der Etablierung einer ethnischen Segmentation haben. Häufig ist es nichts weiter als eine zur Assimilation alternative Strategie zur Erreichung just der kulturellen Ziele des Aufnahmelandes (bzw. der Sicherung der individuellen Existenz insgesamt), die deshalb gewählt wird, weil die assimilative Investition oder das passive Abwarten als weniger erfolgversprechend erscheinen. Die Attraktivität einer solchen ethni-

schen Investition besteht für (bestimmte!) Angehörige einer ethnischen Gruppe darin, dass zwar der über eine assimilative Investition erzielbare Gewinn höher wäre als der bei einer Investition in ein ethnisches Unternehmen, gleichzeitig aber die sonstigen Investitionsbedingungen (unter bestimmten Bedingungen!) deutlich für die ethnische Option sprechen. Durch die Ausbeutung ethnischer Solidaritäten (und Notlagen) sind z. B. die Produktionskosten ethnischer Unternehmen deutlich geringer, und Kosten zur Überwindung sozialer Distanzen von Seiten der Aufnahmegesellschaft fallen nicht an. Das gilt besonders dann, wenn die ethnische Gruppe im Zuge von Kettenmigrationen größer wird und so die Marktchancen für die ethnischen Produkte steigen. Räumliche Segregationen und ethnische Netzwerke begünstigen das Erreichen solcher kritischer Massen. Ethnisches Sozialkapital, speziell in der Form von Vertrauens- und Informationsbeziehungen, erhöht fernerhin die Erfolgchancen auf Seiten des individuellen Unternehmers, ebenso wie gewisse Erfahrungen mit dem betreffenden Geschäft und – ganz allgemein – die Ausstattung mit generalisierbarem Kapital, wie Bildung, Finanzmittel und Geschäftserfahrungen.

Eine einmal geschaffene ethnische Infrastruktur senkt die Kosten für weitere ethnische Investitionen und erhöht deren Erfolgsaussichten sowie den Wert des erzielbaren Ertrags. Der so eingeleitete und evtl. kumulativ verstärkte Ausbau institutionell vollständiger und selbstgenügsamer ethnischer Gemeinden *erhöht* damit allgemein den Wert der ethnischen Option, speziell aber auch den einer nicht-investiven Hinnahme der jeweiligen situationalen Gegebenheiten der individuellen Segmentation von den Kernbereichen der Aufnahmegesellschaft. Daraus aber ergibt sich eine wichtige Verbindung zwischen der Entstehung ethnischer Differenzierungen und der, auch dauerhaften, Verfestigung einer *vertikalen* ethnischen Ungleichheit.

Dazu seien die Umstände des betreffenden (investiven) Handelns etwas genauer betrachtet. Es geht bei der strukturellen Assimilation, etwa bei einer Bildungsentscheidung,

bei der strukturellen Assimilation geht es um die Wahl unterschiedlicher Optionen

um die Wahl zwischen einer abwartenden Option mit einem *sicheren* Ertrag einerseits und einer –

mehr oder weniger – *riskanten* und mit Kosten belasteten Investition andererseits. Wir gehen von der (optimistischen!) Annahme aus, dass die möglichen Erträge einer erfolgreichen Bildungsinvestition für alle Generationen gleich hoch seien. Die erste Generation sieht sich jedoch den üblichen geringen Erfolgchancen gegenüber, und es kommt trotz der relativ hohen Auszahlung für die Investition aus guten Gründen nicht dazu. Für die Folgegeneration habe sich aber, etwa aufgrund des schon stärkeren Kontaktes zur Aufnahmegesellschaft, die Erfolgserwartung erhöht. Alles andere gleich bleibend würde damit nun die Investitionsschwelle, anders noch als bei den Eltern, überschritten werden und es zur strukturellen Assimilation kommen können. Mit dem in-

ethnischen Investitionen – induzierten Ausbau der ethnischen Gemeinde steigt aber der Wert der nicht-investiven Option an. Entsprechend *sinkt* nun für die Folgegenerationen das Investitionsmotiv in eine „assimilative“ Karriere. Damit aber kommt es – wenn die Minderung des Investitionsmotivs durch den Ausbau der ethnischen Alternative stark genug ist – auch unter den insgesamt deutlich verbesserten Erfolgchancen für eine Karriere in der Aufnahmegesellschaft und auch bei nur geringen kulturellen oder sozialen Distanzen *nicht* zu einer Investition in das eigentlich relevante assimilative Kapital – mit allen indirekten und auch unintendierten Folgen der Immobilität und der festen Etablierung vertikaler ethnischer Ungleichheiten und ethnischer Differenzierungen über die Generationen hinweg, einschließlich der Form des ethnischen (Neo-)Feudalismus mit allen daran hängenden Folgen für die ethnische Spaltung einer Gesellschaft.

Das geschilderte Phänomen ist von Norbert F. Wiley als „ethnic mobility trap“ bezeichnet worden (Wiley 1970, vgl. zu einer formalen Modellierung des Prozesses als Spezialfall der Theorie des rationalen Handelns: Esser 2003). Die Falle besteht in der Erhöhung der Attraktivität für eine sichere gegenüber einer zwar riskanteren, aber bei Erfolg auch deutlich ertragreicheren Alternative, sowie darin, dass die einmal getroffene Entscheidung kaum mehr revidiert werden kann. Eine solche Falle kann sich auch für andere sichere Alternativen mit begrenzten Erträgen auf tun. Etwa bei der „segmented“ Assimilation an bestimmte (deviante) Unterschichtskulturen der Aufnahmegesellschaft. Sie wird umso wirksamer, je sicherer und ausschließlicher die jeweiligen „Sub“-Kulturen nicht nur die Mittel für das physische Wohlbefinden liefern, sondern insbesondere der Ort der Erzeugung sozialer Wertschätzung sind, wie das in den ethnischen Netzwerken oder den inter-ethnischen peer-groups marginalisierter jugendlicher Unterschichten in manchen städtischen Bezirken der Aufnahmegesellschaften der Fall ist.

Über diese Verbindung zwischen der Etablierung ethnischer Differenzierungen und der Verfestigung vertikaler ethnischer Ungleichheiten lässt sich dann auch die so häufig beobachtete Entstehung und Verfestigung vertikal bewerteter ethnischer Differenzierungen erklären, bis hin zur Form von (Quasi-)Kastensystemen eines ethnischen (Neo-)Feudalismus und segmentierter ethnischer Ghettos. Das geschieht speziell dann, wenn die Gruppengröße über Kettenmigrationen beständig zunimmt und eine Absorption der Folgegenerationen wegen der geschilderten kumulativen Prozesse einer Aufwertung der ethnischen Option nicht erfolgt bzw. von Nachwanderungen ausgeglichen oder gar übertroffen wird.

Die Entstehung und Verfestigung vertikaler ethnischer Differenzierungen und Ungleichheiten muss freilich keine zwangsläufige Folge derartiger ethnischer Investitionen sein. Das über die Erträge der ethnischen Investitionen auch erreichbare *generalisierte* Kapital, wie Einkommen und Vermögen, verbessert die Bedingungen für die (noch) ertragreicheren Investitionen in assimilatives Kapital, speziell dann für die Folgegenerationen, die durchaus die Fallen der ethnischen Segmentation für sie selbst erkennen (können). Deren Rückzug aus den ethnischen Unternehmungen, ethnischen Gemeinden und den transnationalen ethnischen Netzwerken und ihre Absorption in die Aufnahmegesellschaft

kann dann selbst wieder Prozesse der Auflösung der ethnischen Differenzierungen nach sich ziehen, auch in der Form von kumulativen Kettenabsorptionen, weil nun die Attraktivität der ethnischen Option für die in der ethnischen Gemeinde Verbliebenen immer weiter absinkt. Solche, auch kumulativen, Prozesse der intergenerationalen Auflösung ethnischer Segmentationen und daran anschließend auch (deutlicher) ethnischer Ungleichheiten sind umso eher zu erwarten, je attraktiver die assimilativen kulturellen Ziele und je effektiver die assimilativen Mittel und Kapitalien dazu sind. Und man kann – nach wie vor – davon ausgehen, dass sie das schon *strukturell* sind, auch in den Zeiten von Globalisierung, Transnationalisierung und „New Immigration“.

4 Perspektiven

Der Ausgangspunkt des Beitrages waren einige ältere und aktuellere Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Konzepten der intergenerationalen Integration, speziell die zwischen der (klassischen) Assimilationstheorie und verschiedenen Varianten der Kritik daran, wie die diversen multikulturalistischen, differentialistischen oder pluralistischen Ansätze, das Konzept der *segmented assimilation* oder die aktuellen Ansätze des Transnationalismus als (vorgeblich) ganz neue Alternative. Das Problem bei diesen Auseinandersetzungen war (und ist), dass es für die theoretische Einordnung der verschiedenen neuen Umstände, Verläufe, Zusammenhänge, Anomalien, „discontents“ und Alternativen keine systematische begriffliche Konzeptionalisierung und kein Modell eines *allgemeinen* generierenden Mechanismus zu geben scheint, von denen her sich die verschiedenen Ergebnisse und alternativen Konzepte beurteilen ließen. Deshalb wurden und werden diese Debatten auch oft im Sinne von bloß normativen Bewertungen und voreiligen Trendbehauptungen über empirische Entwicklungen und unabhängig von systematischen theoretischen Argumenten und systematischen empirischen Belegen geführt.

Ist das Assimilationskonzept also (endgültig) tot oder erlebt es ein Revival? Vor dem skizzierten konzeptionellen und theoretischen Hintergrund (und angesichts der empirischen Belege u. a. etwa bei Alba/Nee zur Verteidigung des Assimilationskonzeptes als empirischem Vorgang) lässt sich, so meinen wir, durchaus etwas zur Kontroverse über „decline“ oder „return“ des Konzeptes der Assimilation, zur Reichweite der (klassischen) Assimilationstheorie, zur Tragweite der neueren Konzepte, wie die des Transnationalismus oder der „segmented assimilation“, und damit durchaus auch zur normativen Frage einer angemessenen Migrations- und Integrationspolitik sagen. Das Hauptargument ist, dass die *strukturelle* Assimilation an die jeweils vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen, die nicht notwendigerweise die eines eng definierten Nationalstaates sein müssen, als die *zentrale* (notwendige, wenngleich nicht hinreichende) Bedingung sowohl einer nachhaltigen Sozial-Integration der Migranten, wie darüber dann, zur Vermeidung der letztlich

unerwünschten Alternativen, wie die (dauerhafte) ethnische Schichtung, die ethnische Segmentierung, der ethnische (Neo-)Feudalismus oder die Sozial-Desintegration der Gesellschaft über ethnische Spaltungen und Konflikte anzusehen ist. Die (theoretische) Begründung dafür besagt, dass es bei *allen* Migrationsprozessen für die Migranten mit ihrem Ortswechsel eine *strukturelle* Änderung der institutionellen und kulturellen Vorgaben *gibt*, die bestimmte Ressourcen und Investitionen effizienter als andere in der Produktion der jeweiligen kulturellen Ziele machen. Nach wie vor und trotz aller transnationalen und suprastaatlichen Vorgänge sind dafür aber die jeweiligen *nationalstaatlichen* Institutionen und Kulturen von *zentraler* Bedeutung, vor allem im jeweiligen Bildungssystem, und wenn es die Nationalstaaten nicht sind, dann sind es mindestens die jeweiligen regionalen oder lokalen Verhältnisse, in denen sich die Migranten niederlassen.

Das alles gilt, auch wenn das gelegentlich nicht so scheinen mag, selbst für die Entstehung der transnationalen Migrationssysteme. Sie sind, etwa in der transnationalen Organisation einer ethnischen Ökonomie, nichts anderes als eine spezielle Art der Investition zur Erlangung des eigentlich angestrebten nicht-ethnischen (kulturellen) Ziels: ökonomischer Wohlstand, speziell wenn die Lebensgestaltung mit dem Verfall der traditionellen Subsistenzwirtschaft in den Herkunftsländern nicht mehr möglich ist. Daran ändert sich auch dadurch nichts, dass hierbei ethnische Ressourcen genutzt und weiter gepflegt werden. Insofern keine anderen effizienten Mittel zur Erreichung dieses zentralen kulturellen Ziels zur Verfügung stehen, ist das nur „rational“. Die dabei benutzten oder geschaffenen ethnischen Ressourcen bilden aber – in den allermeisten Fällen – ein, im Vergleich dazu, mehr oder weniger, *spezifisches* Kapital mit einer außerhalb des transnationalen Netzwerks weiter nur begrenzten Verwendbarkeit und Produktivität. Die Transnationalität ist nichts als eine Art lokal erweiterter ethnischer Gemeinde.

Insofern gibt es auch weiterhin *immer* bestimmte nicht-beliebige, gesellschaftlich „definierte“ institutionelle und kulturelle Kerne, an denen sich die Akteure schon in ihrem *eigenen* Interesse orientieren müssten – und das empirisch auch tun, wenn sie es denn können. *Deshalb* behalten auch unter den Bedingungen der „New Immigration“ die stärker *generalisierten* Formen von Kapital, wie eine universal verwendbare Sprache, nicht an ethnische Grenzen gebundene soziale Beziehungen oder Humankapital in Form von technischem oder administrativem Wissen, ihre Position als „konstitutioneller“ Kern der Investitionen. Das gilt nicht zuletzt für die (transnationalen) ethnischen Unternehmer, die in ihrer Ausbeutung der ethnischen Solidaritäten insbesondere unternehmerische Erfahrung und Finanzkapital mitbringen müssen, um Erfolg zu haben (vgl. Portes/Haller/Guarnizo 2002).

Alles das trifft, so sei abschließend ausdrücklich betont, ganz besonders auf den Fall der modernen, funktional differenzierten Gesellschaften zu, die zu den Zielen gerade der internationalen Migration vor allem gehören. Ethnische Ungleichheiten sind, bis auf den wichtigen und in der Tat äußerst produktiven Fall der *horizontalen* ethnischen Pluralisierung in kulturelle Lebensstile, ebenso wie die ethnischen Segmentierungen und speziell

der ethnische (Neo-)Feudalismus mit den Konstruktionsprinzipien dieses Gesellschaftstyps *nicht* vereinbar. Die Auflösung dieser sozialen Strukturen ist – als gesellschaftliche Assimilation – eng mit der *strukturellen* (individuellen) Assimilation verbunden. Sie ist gleichzeitig der zentrale und unersetzbare Kern jeder nachhaltigen Sozialintegration der individuellen Migranten *und* der System-Integration des ganzen gesellschaftlichen Zusammenhangs. Insofern auch andere Aspekte der individuellen Assimilation davon betroffen sind, wie die Struktur der sozialen Beziehungen oder die Beibehaltung oder Änderung bestimmter kulturellen Eigenheiten, gilt das entsprechend.

Es gibt, so gesehen, zur individuellen strukturellen Assimilation als Modell der intergenerationalen Integration *keine* (vernünftige) theoretische, empirische und auch wohl normative Alternative. Das gilt speziell vor dem Hintergrund, dass die einzige wirklich „multikulturelle“ Alternative, die ethnische Pluralisierung in die unterschiedlichsten individuellen Lebensstile und Identifikationen, mit jeder vertikalen Ungleichheit oder Differenzierung unvereinbar ist und daher alleine schon die strukturelle Assimilation und die Inklusion in die zentralen institutionellen Bereiche voraussetzt. Mehr noch: Diese Form der horizontalen kulturellen Pluralisierung mitsamt dem Verschwinden ethnisch definierter Grenzziehungen ist letztlich nur in den individualisierten, funktional differenzierten, modernen Gesellschaften denkbar, und diese beziehen ihrerseits einen großen Teil ihrer unglaublichen Dynamik und funktionalen Systemintegration gerade daher. Im Zuge der ökonomischen und politischen Globalisierung dürften diese objektiv begründeten Tendenzen zur strukturellen Assimilation und zur Auflösung der ethnischen Strukturierungen auch nicht abnehmen, selbst wenn das manchmal anders erscheint. Ganz im Gegenteil: Jetzt gibt es *weltweit* nur noch das *eine* kulturelle Ziel und nur noch *eine* Art von effizienten Mitteln, ökonomischer Gewinn und Wissen über technische Effizienz. Und alles, was sich dem widersetzt, bleibt zurück, wie das Karl Marx in einer wahrhaft prophetischen Stelle im Kommunistischen Manifest beschrieben hat. Es ist die *globale* Verallgemeinerung des Modells des race relation cycle von Robert S. Park von der schließlich „unvermeidlichen“ und dann auch „irreversiblen“ Assimilation der Migranten angesichts der nunmehr weltweiten Institutionalisierung der sozialen Produktionsfunktionen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.

Literatur

- Alba, Richard D., Victor Nee 1999: Rethinking Assimilation Theory for a New Era of Immigration. In: Charles Hirschman, Philip Kasinitz, Josh DeWind (Hg.): The Handbook of International Migration. The American Experience. New York. S. 135-160.
- Bean, Frank D., Gillian Stevens 2003: Linguistic Incorporation Among Immigrants. In:

- Frank D. Bean, Gillian Stevens: America's Newcomers and the Dynamics of Diversity. New York. S. 143-171.
- Bererman, Gerald D. 1960: Caste in India and the United States. In: American Journal of Sociology, 64. S. 120-127.
- Berry, John W. 1990: Psychology of Acculturation. Understanding Individuals Moving Between Cultures. In: Richard W. Brislin (Hg.): Applied Cross-Cultural Psychology. Newbury Park. S. 232-253.
- Brubaker, Rogers 2001: The Return of Assimilation? Changing Perspectives on Immigration and its Sequels in France, Germany, and the United States. In: Ethnic and Racial Studies, 24. S. 531-548.
- Esser, Hartmut 1999a: Soziologie. Allgemeine Grundlagen. 3. Aufl. Frankfurt/M., New York.
- Esser, Hartmut 1999b: Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt/M., New York.
- Esser, Hartmut 2000: Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft. Frankfurt/M., New York.
- Esser, Hartmut 2003: Does the „New“ Immigration Require a „New“ Theory of Intergenerational Integration? Manuscript presented at the Conference on „Conceptual and Methodological Developments in the Study of International Migration“. Princeton, NJ. May 23-24, 2003.
- Faist, Thomas 2000: The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Spaces. Oxford.
- Massey, Douglas S., Joaquin Arango, Graeme Hugo, Ali Kouaouci, Adela Pellegrino, J. Edward Taylor 1998: New Migrations, New Theories. In: Douglas S. Massey, Joaquin Arango, Graeme Hugo, Ali Kouaouci, Adela Pellegrino, J. Edward Taylor (Hg.): Worlds in Motion. Understanding International Migration at the End of the Millennium. Oxford. S. 1-16.
- Portes, Alejandro 1999: Immigration Theory for a New Century: Some Problems and Opportunities. In: Charles Hirschman, Philip Kasinitz, Josh DeWind (Hg.): The Handbook of International Migration. The American Experience. New York. S. 21-33.
- Portes, Alejandro, Richard Schauffler 1996: Language and the Second Generation: Bilingualism Yesterday and Today. In: Alejandro Portes (Hg.): The New Second Generation. New York. S. 8-29.
- Portes, Alejandro, William J. Haller, Luis Eduardo Guarnizo 2002: Transnational Entrepreneurs: An Alternative Form of Immigrant Economic Adaptation. In: American Sociological Review, 67. S. 278-298.
- Pott, Andreas 2002: Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration. Opladen.
- Pries, Ludger (Hg.) 2001: New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies. London.

- Rumbaut, Rubén G. 1999: Assimilation and its Discontents: Ironies and Paradoxes. In: Charles Hirschman, Philip Kasinitz, Josh DeWind (Hg.): *The Handbook of International Migration. The American Experience*. New York. S. 172-195.
- Varshney, Ashutosh 2002: *Ethnic Conflict and Civic Life. Hindus and Muslims in India*. New Haven, London.
- Wiley, Norbert F. 1970: The Ethnic Mobility Trap and Stratification Theory. In: Peter I. Rose (Hg.): *The Study of Society. An Integrated Anthology*. 2nd edition. New York, Toronto. S. 397-408.
- Zhou, Min 1999: Segmented Assimilation: Issues, Controversies, and Recent Research on the New Second Generation. In: Charles Hirschman, Philip Kasinitz, Josh DeWind (Hg.): *The Handbook of International Migration. The American Experience*. New York. S. 196-212.

Ludger Pries ■

Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften

Problemstellung

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wandeln sich offensichtlich die Voraussetzungen, Formen und Folgewirkungen internationaler Migration. Was aber verstehen wir unter internationaler Migration? Erscheint in einer ersten Annäherung die Definition internationaler Migration als *dauerhafter bzw. längerfristiger Wechsel des Wohnsitzes von einem Land in ein anderes* als unproblematisch, so fällt beim zweiten Blick die doppelte Semantik dieser Bestimmung auf: Ist mit „dauerhaftem Wechsel des Wohnsitzes“ gemeint, dass der einmal erfolgte Wechsel „dauerhaft“, also für längere Zeit oder gar permanent Gültigkeit hat? Oder soll ausgedrückt werden, dass das Wechseln des Wohnsitzes dauerhaft im Sinne von „auf Dauer gestellt“ ist? Diese Fragen führen unmittelbar in die hier zu erörternde Problematik von Transnationalismus, Migration und Inkorporation.

Internationale Migration wird klassischerweise als Ausnahmefall eines normalerweise sesshaften Lebens konzipiert, als zu einem festgelegten und begrenzten Zeitpunkt erfolgender einmaliger Wechsel von einem Ort in einem nationalgesellschaftlichen „Behälter“ an einen Platz in einer anderen Nationalgesellschaft. Dieser Wechsel hat sowohl eine physisch-materielle Dimension – Einzelpersonen, Haushalte oder größere soziale Einheiten wechseln ihren „Wohnsitz“ – als auch eine psychisch-identifikative Dimension – der soziale Bezugsrahmen von Selbst- und Fremdwahrnehmung, von gesellschaftlicher Inklusion und Exklusion verändert sich. In der traditionellen Perspektive stellt sich das Problem der Assimilation oder Integration, der „Eingliederung der Zugewanderten“ in die Ankunftsgesellschaft.

Dieses klassische Verständnis internationaler Migration muss nun im 21. Jahrhundert *erweitert* (nicht ersetzt!) werden. Vor dem Hintergrund von wirtschaftlicher, kultureller, politischer und sozialer Globalisierung sowie angesichts qualitativ erweiterter und breiten Teilen der Menschheit zugänglicher Kommunikations- und Transporttechnologien ist es unzureichend, sich die Welt nur als eine Ansammlung von in Konflikt- und Kooperationsbeziehungen zueinander stehenden nationalstaatlich verfassten Gesellschaften vorzustellen. Die Dynamik von Vergesellschaftungsprozessen und der Emergenz von mehr oder

weniger dauerhaften und dichten gesellschaftlichen Verflechtungszusammenhängen ist nicht auf *nationalgesellschaftlich* fokussierte Inklusions- und Exklusionsprozesse begrenzt. Die in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten gewachsene Vorstellung einer *doppelt exklusiven Verschachtelung* von geographisch-kartierten souveränen *nationalstaatlichen Territorien* mit als mehr oder weniger homogen gedachten *nationalgesellschaftlichen Verflechtungsbeziehungen* bedarf der Differenzierung und Erweiterung. Unser Verständnis des Verhältnisses von Räumlichem und Sozialem muss neu bestimmt werden.

Eine paradigmatische Erweiterung dieser traditionellen Sichtweise geht von dem sukzessiven Aufgehen der Nationalgesellschaften in einer Weltgesellschaft aus. Geographisch-territoriale Grenzziehungen verlieren demzufolge – etwa angesichts von „schrankenlosen“ globalen Finanzkapitalbewegungen oder von community-Bildungen im virtuellen Internet – für soziale Verflechtungsbeziehungen zunehmend ihre strukturierende Kraft. Unsere räumliche und zeitliche Welt werde „komprimiert“ und „schrumpfe“ zunehmend zusammen (Harvey 1989), die „Symbolic exchanges liberate relationships from spatial referents“ (Waters 1995:9), letztlich werde sich sogar unsere Welt in einem mehr oder weniger grenzenlosen „space of flows“ (Castells 1996, Urry 2001) auflösen. In dieser Perspektive werden die Beziehungen zwischen Räumlichem und Sozialem praktisch zu Gunsten von Letzterem aufgelöst: Die Raumdimension des Sozialen verflüchtigt sich gleichsam im globalisierten Cyberspace. Wenn Nationen und Nationalgesellschaften ihre Strukturierungskraft verlören, dann machte auch die Rede von internationaler Migration wenig Sinn.

Eine *andere* paradigmatische Weiterentwicklung des Verhältnisses von Räumlichem und Sozialem wird durch Begriffe wie *glocalisation* und *Transnationalismus* angezeigt. Das Räumliche verliert demzufolge durch Globalisierung nicht seine Bedeutung. In der glocalisation-Perspektive werden die Beziehungen zwischen an bestimmte *locales* als Orte oder Plätze gebundenen Ereignissen, Ursachen oder Folgewirkungen einerseits und globalen, omnipräsenten Ereignissen, Ursachen oder Folgewirkungen andererseits in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Lokale, sehr spezifisch verortbare Kohlendioxidemissionen (z. B. in den USA oder Westeuropa) werden etwa hinsichtlich ihrer Wirkungen auf globale Klimaveränderungen untersucht, die wiederum – z. B. in Form von Tornados oder Polabschmelzungen – sehr spezifische lokale Wirkungen zeitigen können.

Das Forschungsprogramm des Transnationalismus entwickelte sich vor allem im Zusammenhang von Studien über internationale Migrationsbewegungen. Dabei wird davon ausgegangen, dass Globalisierung und neue Kommunikations- und Transporttechnologien die Voraussetzungen, Formen und Folgewirkungen internationaler Migration zwar nachhaltig verändern, gleichwohl nationalstaatliche und supranationale Regulierungen und Kontrollansprüche hinsichtlich der grenzüberschreitenden Bewegungen von Menschen nicht an Bedeutung verlieren. Bei den klassischen Typen der Aus-/Einwanderung, der Rückkehrwanderung und der Diaspora-Migration handelt es sich im Sinne der oben getroffenen Unterscheidung jeweils um einen „dauerhaften Wechsel des Wohnsitzes“ *zwischen* Nationalgesellschaften. Dagegen zeichnet sich der relevanter werdende Ideal-

typus der *Transmigration* dadurch aus, dass das Wechseln des Wohnsitzes dauerhaft im Sinne von auf Dauer gestellt ist: Für Transmigranten ist das Wechseln von Orten in unterschiedlichen Nationalgesellschaften kein auf einen Zeitpunkt begrenztes einmaliges Ereignis als Ausnahmeerscheinung, sondern ein normaler Bestandteil von transnationalen Lebens- bzw. häufig Überlebensstrategien. Diese Bewegungen in einem pluri-lokalen, transnationalen Sozialraum sind sowohl physisch-geographische Bewegungen als auch – und häufiger – psychische bzw. sozial-identifikative „Ortswechsel“. Die Raum- und Sozialwissenschaften stehen vor der Herausforderung, den konzeptionellen Rahmen weiter zu entwickeln, mit dem sich die Voraussetzungen, Formen und Folgewirkungen internationaler Migration angemessen verstehen und analysieren lassen.

Voraussetzungen internationaler Migration: Veränderungen von Raum und Sozialem

Der räumliche Horizont, in dem Menschen sich selbst und andere wahrnehmen, variiert sowohl nach unterschiedlichen sozialen Bezugsgruppen als auch im Wandel der Zeit.¹ Während noch vor einigen Jahrhunderten die meisten Menschen dieser Welt einen „erfahrenen“ und „erfahrbaren“ Raumhorizont von einigen Kilometern besaßen, haben zu Beginn des dritten Jahrtausends – nicht zuletzt wegen moderner Kommunikations- und Transporttechnologien – Millionen und sogar Milliarden von Menschen eine auf vielfältigen direkten und mittelbaren Erfahrungen fußende Idee des gesamten Globus. Gleichzeitig spannt sich der erlebte und gelebte Raumhorizont der Menschen – allerdings nach ihren jeweiligen Chancen- und Ressourcenausstattung stark differenziert – unterschiedlich auf. Die größer werdenden Gemeinschaften der kosmopolitanen Jet-Setter (Künstler, Manager, Wissenschaftler, Journalisten etc.) erfahren ihre alltagsweltlichen Lebens- und Arbeitsbezüge eher als pluri-lokalen und internationalen oder gar als globalen Verflechtungszusammenhang denn als vorwiegend lokalen oder nationalen Raumhorizont. Hunderte Millionen internationaler Migranten und Flüchtlinge leben in einer räumlich gespaltenen Welt, in der Ereignisse und Lebensschicksale in ihrer unter Umständen Tausende von Kilometern entfernten Herkunftsgemeinde subjektiv viel bedeutsamer sein können als etwa die politischen, kulturellen, ökonomischen oder sozialen Begebenheiten in ihrer Ankunftsregion. Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit internationalen Migrationsprozessen bedeutet dies, das Verhältnis von Flächenräumen und Sozialräumen systematischer zu berücksichtigen.

Im alltagsweltlichen wie im (sozial)wissenschaftlichen Denken ging man bislang meistens davon aus, dass sich die geographisch-physischen Raumhorizonte, in denen Menschen sich selbst und die Welt erleben, Zwiebeln gleich in konzentrischen Kreisen um ihren jeweiligen Wohn- und Lebensort gruppieren: Man gehört zunächst einer dörflichen oder städtischen Gemeinde an, in der sich der Großteil von Freunden,

Verwandten und Sozialkontakten konzentriert; man nimmt sich noch relativ stark wahr in und fühlt sich verbunden mit der näheren regionalen Umgebung etwa als „Bayer“, „Franke“ oder „Westfale“; man verortet sich im Rahmen nationalgesellschaftlicher Identitäten als „Franzose“, „Italiener“ oder „Deutscher“; man erfährt sich – in einem dann in der Regel schon geringeren Maße – als „Europäer“ oder vielleicht als „Lateineinamerikaner/Latino“; und schließlich gehört man in einem noch virtuelleren oder emphatischen Sinne der „Weltgemeinschaft der Erdenbürger“ an, für die z. B. die universalen Menschenrechte ungeteilt gelten (sollten).

Hinter einem solchen Verständnis von individueller und kollektiver Selbst- und Fremdwahrnehmung, von Inklusion und Exklusion im Rahmen von – den berühmten russischen Puppen ähnlichen – ineinander gestellten „Identitätsschachteln“ steht ein ganz spezifisches, nämlich ein absolutes Raumverständnis.²

Besonders Albert Einstein kritisierte das absolute „Container“-Konzept des Raumes als falsche Idee einer „gewissermaßen der Körperwelt übergeordnete[n] Realität“ (Einstein

1960, XIII). Mit seiner Relativitätstheorie verlor es – zumindest in den Naturwissenschaften! – zugunsten einer relationalen Perspektive entscheidend an Bedeutung. In dieser wird der Raum-Begriff in eine generelle Theorie des *Zusammenhangs von Raum, Zeit und Materie* integriert und als „Lagerungs-Qualität der Körperwelt [...], als eine Art *relationale Ordnung körperlicher Objekte*“ (Läpple 1993, 33) aufgefasst. Gleichwohl sei betont, dass die Gegenüberstellung von absoluten Positionen („der Raum als absolute Einheit mit ihm eigenen Wesensmerkmalen und Eigenschaften“) und relativen Konzepten („der Raum als System von Lagerrelationen zwischen den konkreten Dingen der physisch-materialen Welt“) seit Jahrhunderten alle wissenschaftlichen Reflektionen über den Raum bestimmt und auch heute noch fortwirkt (Gregory/Urry 1985).

Raumverständnis

In Bezug auf menschliche Verflechtungszusammenhänge verfestigte sich im 19. und 20. Jahrhundert ein absolutes Raumkonzept in der Anschauung von der doppelt exklusiven Verschachtelung von geographisch-physischen Flächenräumen (als souveränen und geschlossenen nationalstaatlichen Territorien) mit Sozialräumen menschlicher Verflechtungsbeziehungen (als Nationalgesellschaften). Dies bedeutet, dass in einem Flächenraum (als nationalstaatlichem Territorium) nur ein und genau ein Sozialraum (als mehr oder weniger homogen verfasste Gesellschaft mit gemeinsamer Kultur, Sozialstruktur etc.) existieren kann und dass umgekehrt jeder dauerhafte Sozialraum genau einen kohärenten Flächenraum benötigt (vgl. in diesem Sinne Esser 1980, 2000 und in diesem Heft).³ Für das Verständnis internationaler Migration ergab sich aus einer solchen absoluten Raumkonzeption die Vorstellung von grenzüberschreitenden Wanderungsprozessen als einer Art von „Container-Wechsel“: MigrantInnen wechseln den „Container-Raum“ einer Gesellschaft, um sich für längere Zeit oder für immer im „Container-Raum“ einer anderen Gesellschaft zu assimilieren bzw. zu integrieren.

Einem solchen Blickwinkel entsprechend konzentrierten sich klassische Theorien internationaler Migration auf die Fragen, warum welche Bevölkerungsgruppen in welcher Form nationalstaatliche Grenzen überschreitend wandern, welche sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Wirkungen dies auf die Herkunftsgesellschaften und auf die Ankunftsgesellschaften hat und wie sich die internationalen Migranten in die Ankunftsgesellschaft integrieren.⁴ Seit den 1980er Jahren nun erfolgten in der internationalen Migrationsforschung enorme Erweiterungen und Verschiebungen der Fragestellungen. Grenzüberschreitende Wanderungsprozesse können danach nicht nur einmalige, unidirektionale „Container-Wechsel“ sein, sondern auch mehr oder weniger dauerhafte transnationale soziale Lebenswirklichkeiten. Die Leitfrage solcher neueren Forschungsansätze lautet nicht mehr „Warum migrieren so viele (oder so wenige) Menschen in welchen Formen?“ oder „Welche Folgewirkungen hat die Migration für die Herkunfts- und Ankunftsregionen?“ Im Mittelpunkt stehen vielmehr Fragen nach den sozialen Wirklichkeiten und Verflechtungsbeziehungen, die als mehr oder weniger dauerhafte Sozialräume zwischen den bzw. oberhalb der Herkunfts- und Ankunftsregionen entstehen und sich aufspannen. Der Vorstellung von einem pluri-lokalen transnationalen Sozialraum, der sich auf mehrere (geographisch-physische) Flächenräume in unterschiedlichen „Container-Gesellschaften“ verteilt, liegt eine relative Raumvorstellung zu Grunde: Dieser transnationale Sozialraum wird nicht als „sozialer Behälter innerhalb eines territorialen Behälters“ konstruiert, sondern als relativ dichtes und dauerhaftes relationales Anordnungsgefüge von alltagsweltlichen sozialen Praktiken sowie von ihn konstituierenden spezifischen Symbolsystemen und Artefaktestrukturen.⁵

Zum Begriff der Transnationalen Migration und zur Transnationalismus-Debatte im allgemeinen präsentierten Basch et al. (1997) konzeptuelle Überlegungen und empirische Befunde für die Karibik und Haiti und deren soziale Verflechtung mit den USA. Kearney/Nagengast (1989), Massey et al. (1998), Smith (1995 und 1997), Goldring (1996, 1997 und 2001), Portes (1995 und 1996) und Pries et al. 1998 untersuchten unterschiedliche Aspekte der transnationalen Migration zwischen Mexiko und den USA aus einer hauptsächlich soziologischen und anthropologischen Perspektive. Ong/Nonini (1997) untersuchten unterschiedliche Aspekte des Chinesischen Transnationalismus. All diese Forschungen verweisen auf die sich selbst erhaltende Dynamik der kumulativen Verursachung von transnationaler Migration und legen es nahe, *Transmigration* als eine neue Form internationaler Wanderungsprozesse systematisch zu untersuchen.⁶

Formen internationaler Migration: Vier Idealtypen von MigrantInnen

Versteht man internationale Migration als „dauerhaften Wechsel des Wohnsitzes von einem Land in ein anderes“ in dem Sinne, dass ein einmaliger Wechsel „dauerhaft“, also für längere Zeit oder gar permanent Gültigkeit hat, so lassen sich idealtypisch drei Formen

internationaler Migration unterscheiden: Emigration/Immigration, Rückkehr-Migration und Diaspora-Migration. Soll aber mit „dauerhafter Wechsel des Wohnsitzes von einem Land in ein anderes“ ausgedrückt werden, dass das Wechseln des Wohnsitzes dauerhaft im Sinne von häufig bzw. auf Dauer gestellt ist, so ergibt sich ein neuer Idealtypus internationaler Migration: Transmigration. Diese vier Migrations-Typen können systematisch nach der jeweiligen Ausformung des Verhältnisses zum Herkunfts- und zum Ankunftsland, nach den dominanten Migrationsgründen und dem für die Migrationsentscheidungen relevanten Zeithorizont unterschieden werden (Pries 1998).

Der erste Migrations-Typus ist die Emigration bzw. *Immigration*. Hierbei richten sich die Migranten auf Dauer in dem Ankunftsland ein, unterhalten zwar noch Kontakte zur ihrem Herkunftsland, integrieren und assimilieren sich aber schrittweise als Eingewanderte – vielleicht auch erst über mehrere Generationen – in die dortige Gesellschaft (auf diesen und nur diesen Typus bezieht sich H. Essers Argumentation in diesem Heft). Ein Großteil der europäischen Auswanderungen um die Jahrhundertwende in Richtung des amerikanischen Kontinents (von Kanada bis Chile) entsprach diesem Typ von Migration (auch wenn nicht unwichtig ist, dass immerhin etwa ein Drittel dieser Migranten wieder in ihre Herkunftsregion zurückkehrte). Die Bevölkerung Deutschlands besteht zu einem ganz erheblichen Teil aus solchen Immigranten. Mitte der 1960er Jahre repräsentierten die nach dem Zweiten Weltkrieg – vor allem aus Osteuropa – in die BRD und die DDR Zugewanderten etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung der beiden damaligen deutschen Staaten, immerhin 14,5 Mio. Menschen.

Die zweite Form der Wanderung besteht in der *Rückkehr-Migration*, d. h. dem zeitlich befristeten Landeswechsel – etwa zum Zwecke des Gelderwerbs – und der Rückkehr in die Heimat nach einer mehr oder weniger ausgedehnten Periode. Der Begriff des „Gastarbeiters“ und die darin implizierte Idee eines „Gastaufenthaltes“ entspricht diesem Typus. Die Migranten verlassen in diesem Falle also nur befristet ihr Herkunftsland und kehren dahin auch wieder zurück. Sehr viele der vor allem in den 1960er und 1970er Jahren aus Süd- und Südosteuropa massiv in die BRD angeworbenen Arbeitsmigranten wurden auch tatsächlich zu Rückkehr-Migranten, ein sehr großer Teil aber blieb dauerhaft als Immigranten in Deutschland. Im Jahre 2003 wurde etwa ein Zehntel aller in Deutschland offiziell gezählten Einwohner als „Ausländer“ registriert (vgl. Münz et al. 1997, Teitelbaum/Winter 1998). In diesem im europäischen Vergleich sehr hohen Anteil von „Ausländern“ spiegelt sich auch die traditionelle (und äußerst fragwürdige) deutsche Politik wider, sich nicht als Einwanderungs- sondern als „Gastarbeiter“-Land zu verstehen.

Der dritte Typus internationaler Migration kann als *Diaspora-Migration* charakterisiert werden. In diesem Falle ist die Wanderung in erster Linie religiös oder/und durch starke loyalitäts- und organisationale Abhängigkeitsbeziehungen (wie z. B. bei Kirchen, diplomatischen Korps, transnationalen Unternehmen, internationalen Stiftungen etc.) bestimmt. Ein Diaspora-Migrant richtet sich physisch-räumlich und vielleicht auch wirtschaftlich, aber nur bis zu einem gewissen Grade sozial und politisch in der Ankunfts-

gesellschaft ein. Er behält gleichzeitig und auf Dauer starke sozial-kulturelle Bindungen zu seinem Herkunftsland bzw. zu seiner internationalen „Mutterorganisation“. Eine Diaspora in diesem Sinne ist auf die Aufrechterhaltung von Differenz zu dem Vergesellschaftungsgefüge der Ankunftsregion durch Betonung der Nicht-Differenz zum realen, überlieferten oder imaginierten Herkunftsland bzw. Zentrum des Diasporanetzes gegründet. Seiner Natur nach ist dieser Migrations-Typus nicht ausschließlich, meistens auch nicht vorrangig als Arbeitswanderung anzusehen, weil die ihm typischen Ortsveränderungen häufig durch Flucht, Vertreibung, Gesinnungsentscheidung oder „Entsendung“ verursacht sind (Cohen 1997).

Der vierte Idealtypus internationaler Migration ist die *Transmigration*. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass der Wechsel zwischen verschiedenen Lebensorten in unterschiedlichen Ländern kein singulärer Vorgang ist, sondern zu einem Normalzustand wird, indem sich der alltagsweltliche Sozialraum der *Transmigranten* pluri-lokal über Ländergrenzen hinweg zwischen verschiedenen Orten aufspannt. Das Verhältnis zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion wird hier also durch die Herausbildung von auf Dauer angelegten *transnationalen Sozialräumen* gestaltet. Diese Sozialräume fallen nicht eindeutig mit einheitlichen Flächenräumen zusammen, wie im Falle der Emigranten/Immigranten (Ankunftsland) und der Rückkehr-Migranten (Herkunftsland). Sie sind auch nicht einfach ein flächenräumlich zerplittertes und verteiltes System von Diasporas, die durch den einheitsstiftenden Rückbezug auf ein „gelobtes Land“ oder eine gemeinsame „Heimat“ und durch explizite Differenzhaltung zu den jeweiligen Gastländern zusammengehalten werden. Vielmehr sind diese *transnationalen Sozialräume* als multiple, durchaus widersprüchliche und spannungsgeladene Konstruktionen auf der Basis identifikativer und sozialstruktureller Elemente der Herkunfts- und der Ankunftsregion zu verstehen.

Transmigration als neuer Typus internationaler Migration

Dieser Typus des Transmigranten ist nicht völlig neu (Morawska 1998, Smith 2001); entsprechende Untersuchungen wurden vor allem in Nordamerika seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts vorgelegt.⁷ Der Transmigrations-Ansatz geht von *neuen Formen der Grenzziehung* aus, die *quer zur Herkunfts- und zur Ankunftsregion* liegen. Demzufolge entstehen durch transnationale Migration neue, dauerhafte Formen und Inhalte von Selbstvergewisserungen und von sozialen Positionierungen der Menschen. Diese (selbst-) zugeschriebenen („objektiven“) Positionen und erfahrungsaufgeschichteten („subjektiven“) Identitäten sind multipel insofern, als ihnen nicht ein mehr oder weniger geschlossenes Referenzsystem (der Herkunfts- oder Ankunfts-gesellschaft bzw. der Diaspora-Gemeinschaft/-Organisation) zugrunde liegt, sondern weil sie Elemente der Herkunfts- und der Ankunftsregion aufnehmen und zu etwas Eigenem und Neuem transformieren.

Während Diasporas gerade von der sozialen, zumindest aber kulturellen Schließung gegenüber der Ankunfts-gesellschaft leben, bilden sich im Falle der Transmigration neue

sozial-kulturelle Muster und Formen der Vergesellschaftung heraus, die Elemente der Ankunfts- und der Herkunftsgesellschaft beinhalten und diesen gleichzeitig gerade durch die Neumischung und Vermischung einen qualitativ anderen Gehalt geben. Wesentlich für die hier behaupteten *transnationalen Sozialräume* ist, dass es sich keineswegs nur um vorübergehende Erscheinungen auf dem Weg zu vollständiger Integration/Assimilation oder Rückkehr handelt. Ihnen liegen spezifische historische, wirtschaftliche, technische und soziale Voraussetzungen zugrunde (Pries 1996). Tendenzen und Phänomene der Transmigration werden – ebenso wie die anderen Migrations-Typen – sowohl von den aktiven Migranten und ihrem Primärgruppenumfeld selbst, als auch von dem rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozial-kulturellen *setting* der Herkunfts- und Ankunftsregion generiert und beeinflusst.

Deshalb sollte grenzüberschreitende Migration verstärkt auch in der Perspektive der *Transmigration* analysiert werden. Dies bedeutet nicht, dass die klassischen Formen von Wanderungsprozessen, also die Rückkehr in die Herkunftsregion, die dauerhafte Integration in der Ankunftsregion und die Herausbildung von Diasporanetzwerken, als empirische Phänomene und als Forschungsgegenstände obsolet würden. Sie prägen auch weiterhin einen beträchtlichen, meistens den weit überwiegenden Teil aller internationalen Migrationsbewegungen. Sie müssen aber *ergänzt* werden um die Analyse der *transnationalen Sozialräume* und des neuen Wanderungstyps der *Transmigration*.

Folgewirkungen internationaler Migration: Assimilation, Integration, Inkorporation

Mit den hier vorgestellten vier Idealtypen sind auch bestimmte Annahmen über den je nach Migrantentypus unterschiedlichen sozialen Prozess der Eingliederung und des Verhältnisses zur Herkunftsgesellschaft impliziert (vgl. zum Folgenden auch Goebel/Pries 2003). Auch im Hinblick auf sozialwissenschaftliche Theorien über die Eingliederungsdynamik von Migranten, wie sie sich etwa in Konzepten der Assimilation und der Integration niederschlagen, muss der zunehmenden Diversifizierung der Migranten Rechnung getragen werden. Alternativ zu den theoretisch und/oder politisch stark besetzten Begriffen Assimilation, Integration und Eingliederung wird hier als Oberbegriff für die unterschiedlichen Aspekte und Dimensionen des Verhältnisses von Migranten zur Herkunfts- und zur Ankunfts-gesellschaft der Terminus *Inkorporation* verwendet (Assimilations- und Integrationstheorien beziehen sich meistens nur auf die Situation in den Ankunfts-gesellschaften).

Der klassische Ausgangspunkt der Inkorporations-Theorien ist das Assimilationskonzept der so genannten Chicagoer Schule um William Thomas und Robert Park. Das politische Pendant zu diesem Assimilationsparadigma bildet die „Melting-pot“-Ideologie, welche die Realität eines Einwanderungslandes mit den Forderungen nach nationalstaatlicher Homogenität zu verbinden versucht. Beispielhaft hierfür steht das

Phasen-Modell von Roland Taft, der den von Park (1928) entwickelten *race-relations-cycle* und den hiermit implizierten modellhaften Ablauf erweiterte. Nach Taft (1953) verläuft der Eingliederungsprozess von Migranten in sieben Phasen: (1) kulturelles Lernen, (2) Entwicklung einer positiven Einstellung zu der Aufnahmegesellschaft, (3) Entwicklung einer negativen Einstellung zur Herkunftsgesellschaft, (4) wirtschaftliche Akkomodation, (5) soziale Akzeptanz durch die Aufnahmegesellschaft, (6) Identifikation mit der Aufnahmegesellschaft und (7) Einverständnis mit den Werten und Normen der Aufnahmegesellschaft.

Neben den sieben Assimilations-Stufen unterscheidet Taft außerdem drei Formen der Assimilation: die monistische, die interaktionistische und die pluralistische. Während monistische Assimilation die vollständige und passive Anpassung einer Gruppe an die andere (hier: der Einwanderer an die Ankunfts-gesellschaft) bedeutet, handelt es sich bei pluralistischer und interaktionistischer Assimilation um wechselseitige Beeinflussungs- und Veränderungsprozesse zwischen Einwanderern und Mehrheitsgesellschaft der Ankunftsregion (um die Abgrenzung von der monistischen Assimilation hervorzuheben, werden diese meistens unter dem Integrations-Begriff gefasst). Im Gegensatz zur Chicagoer Schule, die von der vollständigen Assimilation der Migranten in die Aufnahmegesellschaft ausging, ist es für Taft eher eine Ausnahme, wenn Immigranten alle sieben Phasen seines Modells durchlaufen.

Trotz dieser Differenzierungen bleibt festzuhalten, dass die vorherrschenden Assimilations- und Integrations-Modelle auf die Untersuchung von *Immigrations*prozessen in einer bestimmten geographisch-räumlichen Bezugseinheit (Großstadt oder Nationalgesellschaft) fokussiert sind. Diese Modelle können aber Teile gegenwärtiger (z. B. transnationaler) Wanderungsbewegungen nicht systematisch berücksichtigen, weil für die Untersuchung der Inkorporationsdynamiken verschiedene Plätze bzw. Regionen in unterschiedlichen nationalgesellschaftlichen Bezügen *gleichzeitig* berücksichtigt werden müssen. In Deutschland hat Esser (1980) die skizzierten US-amerikanischen Assimilations- und Integrations-Konzepte aufgegriffen und in verschiedenen Phasen-Modellen neu geordnet (auf die *Rational-Choice*-theoretische Seite seines Konzepts wird hier nicht näher eingegangen).

Auch wenn die hier angeführten Modelle mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten operieren, so haben sie doch zwei Gemeinsamkeiten: Erstens fokussieren sie auf die Inkorporationsdynamik in der Ankunftsregion der Migranten als der einzigen bzw. einseitig relevanten flächen- und sozialräumlichen Bezugseinheit; zweitens unterstellen sie eine dem Inkorporations-Prozess inhärente Logik verschiedener, nacheinander abfolgender Phasen, an deren Durchschreiten der Grad bzw. Erfolg von Assimilation oder Integration abgelesen werden könne. Dadurch, dass ein für alle Migranten (aus den unterschiedlichsten Herkunftskontexten und mit verschiedenen Migrationsmotiven) gültiges Stufen- oder Phasenmodell vorgegeben wird, betonen die Ansätze die Gemeinsamkeit der Migranten. Diese unterscheiden sich demzufolge voneinander hauptsächlich

dadurch, wie weit sie im Integrationszyklus „voran geschritten“ sind. Trotz ihrer wissenschaftlichen Bewährung und nachgewiesenen Erklärungskraft haben diese Konzepte eine deutliche Schwäche: Sie untersuchen Inkorporationsprozesse im Wesentlichen aus der Perspektive „nationaler Container-Gesellschaften“. Dies bedeutet, dass auch nur Formen dieser nationalstaatlichen Vergesellschaftung erfasst werden. Außerdem kommen bei dieser Perspektive die durch Migration entstandenen und gewachsenen Interdependenzen und Netzwerke zwischen bzw. jenseits der Nationalstaaten nur schwer in den Blick.

Die skizzierten Modelle beschreiben die Inkorporation von Migranten wie einen Prozess der „zweiten Sozialisation“, der gleichzeitig einen biographischen Bruch mit der „ersten Sozialisation“ beinhaltet. Sie basieren meist auf strikten „Entweder-Oder-Identitäten“ anstelle von denkbaren „Bindestrich-Identitäten“ oder „multiplen Sowohl-Als-Auch-Identitäten“ (vgl. Kearney 1995, 558, Mecheril/Teo 1994, Zelinsky/Lee 1998, 283). Zwischenlagen werden nur als temporäre Phasen im Prozess der zu beschreibenden Assimilation aufgefasst (zum dynamischen und aktiven Prozess des *switching* zwischen verschiedenen Identifikationen und Zuschreibungen vgl. Elwert 2002).

Vor dem Hintergrund von Transnationalisierung ist es zu Beginn des 21. Jahrhunderts sinnvoll, ein erweitertes Verständnis und Konzept von Inkorporation zu entwickeln. Entgegen allzu starrer Sequenzvorstellungen sollte die *gesellschaftliche Inkorporation von Migranten als ergebnisoffener sozialer Prozess der ökonomischen, kulturellen, politischen und sozialen Verflechtung von Migranten auf der lokalen, regionalen, nationalen und transnationalen Ebene, also sowohl in der (bzw. den) Herkunftsregion(en) und der (bzw. den) Ankunftsregion(en)* gefasst werden.

Man könnte z. B. das Inkorporationsmuster mit seinen geographisch-räumlichen Bezüge und seinen vier sozialräumlichen Dimensionen eines kurdischen Migranten repräsentieren, der als anerkannter politischer Flüchtling in Deutschland, sagen wir: in Köln, lebt. Seine ökonomische Inkorporation ist auf der lokalen Ebene in Köln und zu seinem Heimatdorf ausgeprägt (er arbeitet ausschließlich in Köln und schickt einen erheblichen Teil seiner Einkünfte an seine Großfamilie). Seine soziale Einbindung konzentriert sich auf die Rhein-Ruhr-Region (in der er intensiven Kontakt zu vielen Kurden mit ähnlichem Schicksal unterhält), auf das Dorf und die Region seiner Herkunft im türkischen Teil Kurdistans (die er als politischer Flüchtling nicht physisch aufsuchen kann, zu der er aber mittels Telefon und Internet eine sehr intensive und alltagsweltliche Beziehung unterhält) sowie auf die Stadt Paris (in der mehrere seiner engeren Verwandten leben und die er regelmäßig aufsucht). Seine kulturelle Selbstverortung ist eindeutig auf Kurdistan fokussiert, und er schätzt Deutschland und Frankreich als wohlfahrtsstaatliche Demokratien. Seine politische Einbindung ist konzentriert auf das Schicksal und die Zukunft Kurdistans, und er ist auf nationaler Ebene in Deutschland und in Frankreich in kurdischen politischen Vereinigungen aktiv tätig.

Schon dieses kurze Beispiel zeigt, wie vielfältig sich die Konstellationen ökonomischer, sozialer, kultureller und politischer Inkorporation über nationalstaatliche Grenzen

hinweg gestalten können. Für Arbeitsmigranten dürften die Inkorporationsmuster nicht wesentlich einfacher sein. Würde man nun eine solche Momentaufnahme der dimensional und Raumbezüge der Inkorporation in Form etwa einer Panelbefragung regelmäßig wiederholen, so ergäben sich recht komplexe Inkorporationsverläufe von Migranten, und man könnte deren Nähe zu den Idealtypen von Immigranten, Rückkehr-Migranten, Diaspora-Migranten und Transmigranten untersuchen. Hierdurch dürfte ein vertieftes Verständnis von Migrations- und Inkorporationsdynamiken möglich werden.

Schlussfolgerungen

Auf der Ebene der jeweiligen Herkunfts- und Ankunftsregionen bzw. -gesellschaften bezeichnen Stichworte wie Individualisierung und Pluralisierung oder „Kreolisierung“ von Lebensstilen, Lebensläufen und biographischen Orientierungen Prozesse sozialen Wandels, die das Bild sozial-kulturell mehr oder weniger homogener Gesellschaften relativieren. Selbst als weitgehend universell erachtete Wandlungstendenzen wie Modernisierung, Urbanisierung und Industrialisierung führen nicht, wie häufig angenommen wurde, zu einer Konvergenz oder Homogenisierung auf national- oder gar weltgesellschaftlicher Ebene. Wenn „Bastelbiographien“ (Beck 1986) und multiple Identitäten (Mecheril/Teo 1994) real einen größeren Stellenwert erlangen, dann muss auch die Vorstellung relativ einheitlicher sozial-kultureller Identifikations- und geographisch-territorialer Integrationsräume differenziert werden.

Auf der Ebene der Migranten ist zuerst der oben beschriebene Prozess der Transnationalisierung der internationalen Migration zu erwähnen. Mit ihm verliert die Nationalgesellschaft ihren *alleinigen* Vergesellschaftungsanspruch – ohne dass sich dieser völlig in einer weltgesellschaftlichen Funktionsdifferenzierung auflöst.⁸ Ähnlich wie Globalisierung impliziert auch transnationale Migration, dass die sozial-kulturelle Vielfalt vor Ort stark zunimmt und sich diese sozial-kulturelle lokale Vielfalt global immer ähnlicher werden kann. Man kann hier von einem paradoxen Prozess der lokalen Heterogenisierung bei gleichzeitigen Tendenzen weltweiter Homogenisierung der lokalen Heterogenitäten sprechen (de Swaan 1995, 115, Therborn 2000). Mit zunehmender Komplexität der internationalen Wanderungsverläufe werden auch die Muster der Inkorporation vielschichtiger.⁹

Angesichts einer zunehmenden Diversifizierung der ökonomischen Chancenstruktur in den Aufnahmeländern und von Tendenzen der Polarisierung der Migrantenpopulationen im Inkorporationsprozess sowie der empirischen Beobachtung, dass die Mehrheit der Migranten in Deutschland und anderen europäischen Ländern die „Endstufe der Assimilation“ noch nicht erreicht haben (Treibel 1999, 151) erscheint es sinnvoll, sich von der Vorstellung *eines* dominanten Integrationsparadigmas zu verabschieden und die Aufmerksamkeit auf *verschiedene mögliche Inkorporationspfade und -resultate* zu richten. Dabei sollten Formen einer partiellen, segmentierten oder multiplen Inkorporation mit

berücksichtigt werden, welche in einigen klassischen Modellen noch als „abweichend“ oder „rückständig“ aufgefasst werden. Deshalb wird hier Inkorporation als ein *zukunfts- und ergebnisoffener Prozess* verstanden. Als solcher ist er über mehrere Generationen hinweg fragil, veränderbar und auch revidierbar.¹⁰

Aus der Perspektive der Interaktion zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und den Migranten beinhaltet Inkorporation einen vielschichtigen und dialektischen Prozess der Selbst- und Fremdwahrnehmung, in dem kollektive Identitäten und Subjektpositionen konstruiert werden. Inkorporation setzt eine erfolgreiche Interaktion zwischen „Einheimischen“ und „zu Inkorporierenden“ voraus. Versperrt sich eine der beiden Seiten der Interaktion, so kann eine Inkorporation nicht oder nur sehr schwer zustande kommen. An diesem sozialen Prozess ist auch die Migrationsforschung nicht gänzlich unbeteiligt. Durch die Betonung der wechselseitigen sozialen Konstruktion dieses Verhältnisses kann in der Inkorporationsforschung vermieden werden, ein essentialistisches Identitäts- und Kulturkonzept zu verwenden. Für die Zukunft wird es darauf ankommen, die systematischen Bezüge zwischen Transnationalisierung, internationaler Migration und Inkorporationsdynamiken sowohl theoretisch als auch empirisch zu vertiefen. Hierdurch kann Migrationsforschung einen wichtigen Beitrag zum – ergebnisoffenen – Prozess der Migranten-Inkorporation leisten.

Anmerkungen

- 1 Aus einer evolutionistischen Begründung von Raum-Verständnis ergibt sich generell, dass Raumvorstellungen in der tätigen Auseinandersetzung des Menschen mit Dingen und anderen Menschen entstehen - und nicht als „reine Anschauungsformen“ des reflektierenden Bewusstseins. Alle menschlichen Raumvorstellungen sind vielmehr erfahrungs- und wahrnehmungsbasierte mentale *Konstruktionen von Anordnungsbeziehungen zwischen Elementen*. Diese (Vorstellungen von) Anordnungsbeziehungen haben einerseits immer eine geographisch-räumliche Dimension, insofern sie sich auf Merkmale wie Entfernung, Ausdehnung, Verteilung, Dichte etc. von Elementen beziehen. Sie haben aber gleichzeitig immer auch eine soziale Dimension, insofern die Elemente, deren Anordnungsbeziehungen geographisch-räumlich gedacht, konstruiert und strukturiert werden, in das Tätigsein der Menschen eingebettet sind. Deshalb haben diese Elemente – handle es sich um naturgegebene Dinge, um menschliche Artefakte, um soziale Klassen- oder Schichtpositionen oder um Symbole – immer einen genuin auf menschliche Praxis bezogenen Interessen- und Aneignungsbezug.
- 2 Zur Unterscheidung absoluter und relativer Raumkonzepte und einer ausführlichen Diskussion des Raum-Begriffs in den Wissenschaften vgl. ausführlich Gosztonyi 1976. Natürlich ist auch diese Unterscheidung absoluter und relativer Raumkonzepte nicht völlig unproblematisch – dies gilt aber mindestens ebenso für das absolute „Contai-

- ner“-Raumverständnis, welches in der Vorstellung vom „Raum als unhintergebar
Umwelt sozialer Systeme“ (Bommes 2002, 94, FN 11) aufscheint.
- 3 Vgl. Pries 2003a; dass noch bis ins 18. Jahrhundert Latein als die europäischen
Intellektuellenschichten verbindendes Kommunikationsmedium galt, am preußischen
Hof zu dieser Zeit französisch gesprochen wurde, während dies im territorialen Gebiet
des heutigen Frankreich die Muttersprache nur einer Minderheit war, zeigt gerade die
Besonderheiten der dann folgenden zwei Jahrhunderte des Nationalismus.
 - 4 Traditionelle demographisch oder geographisch argumentierende und push-pull-An-
sätze, neuere auf Haushalte bezogene neo-ökonomische Erklärungen internationaler
Migration als Risikodiversifizierungsstrategien, auf der Individuenebene ansetzende
Theorien rationaler Wert-Erwartungsentscheidungen und struktureller/anomischer
Spannungen, struktur- und systemtheoretisch sowie interpretativ orientierte Er-
klärungsansätze internationaler Migration werden skizziert in Massey et al. 1998,
Treibel 1999 und Pries 2001a.
 - 5 Es sei hier betont, dass absolute und relative Raumkonzepte in der internationalen
Migrationsforschung in einem Ergänzungs-, nicht Ersetzungsverhältnis zueinander be-
nutzt werden sollten. Denn für die meisten Migranten bedeutet grenzüberschreitende
Wanderung einen objektiven und – zumindest der Absicht nach – subjektiven
„Containerwechsel“.
 - 6 Neuere Ansätze internationaler Migrationsforschung wie die Theorien von Migrations-
netzwerken, -kreisläufen und -systemen, die Theorien kumulativer Verursachung oder
transnationaler communities und Sozialräume sind skizziert in Pries 1997, Massey et
al. 1998, Portes et al. 1999 und Pries 2001a.
 - 7 Vgl. Glick Schiller et al. 1995, Basch et al. 1997, Smith/Guarnizo 1999, Ong/Nonini
1997, Pries 2001a und 2001b, als empirische Beispiele für transnationale Migration in
Europa vgl. z. B. Fassmann/Mydel 2002 und die in Goebel/Pries 2003 und Pries
2003b zitierten Studien.
 - 8 Damit wird behauptet, dass Territorialität und geographisch-räumliche Bezüge – in der
Regel als geronnene Ergebnisse vorgängiger sozialer Prozesse – des Sozialen nach wie
vor eine bedeutende Strukturierungskraft haben (kritisch zu Bommes 2002, 99):
Sozialraum-Strukturen sind Strukturbildungen sozialer Systeme und Flächenraum-
Strukturen sind gleichzeitig deren Voraussetzung wie Ergebnis); insofern wird an der
„Bedeutung von Territorialität bzw. Räumlichkeit“ (Bommes 2002, 94) festgehalten,
diese aber nicht einfach fortgeschrieben, sondern in den neuen Verschränkungen von
Räumlichem und Sozialem thematisiert. In der Luhmannschen Version der System-
theorie wird alles Materielle und Räumliche per definitionem aus dem soziologischen
Fokus herausgenommen. Zur Kritik an solchen Positionen vgl. schon Linde 1972 und
1982; die Berechtigung einer genuinen Raumkategorie wird auch in der Geographie
zuweilen stark angezweifelt, vgl. Werlen 1988. Zur Kritik an Positionen, Räumliches
und Soziales jeweils aus sich selbst heraus beobachten und erklären zu wollen, formu-

lierten bereits Gregory/Urry (1985, 2): „The ‘social’ was separated from the ‘spatial’ – a profoundly Kantian dualism – and in much the same way that Durkheim had tried to secure a niche for sociology by treating its object as the explanation of social structures by intrinsically social processes, so human geography came to be defined in equally exclusive notations: as the explanation of spatial structures by intrinsically spatial processes.“

- 9 Vgl. als Beispiel: Doña Rosa in Herrera 2001 und Pries 2003a; als neue Form der Vergesellschaftung werden transnationale Sozialräume nicht als eine beliebige Restkategorie verstanden, in die alles aufgenommen werden kann, was in den homogenen Nationalstaat nicht mehr hereinpasst (vgl. hierzu den kritischen Einwand von Bommes 2002, 95). Vielmehr müssen die Differenzierungsprozesse auf verschiedenen, auch der nationalgesellschaftlichen Ebene(n) in ihren Wechselwirkungen systematisch untersucht werden.
- 10 Aktuelle Beispiele hierfür sind etwa solche „Spätaussiedler“, die nach drei oder mehr Generationen nach Deutschland zurückkehren oder etwa Argentinier, die sich angesichts der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lage durch Rekurs auf ihre italienischen Ur-Großeltern eine neue Lebensperspektive in Italien schaffen wollen.

Literatur

- Basch, Linda, Nina Glick Schiller, Cristina Szanton Blanc 1997: Nations Unbound. Transnational Projects, Postcolonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States. 4. Auflage. Amsterdam.
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- Bommes, Michael 2002: Migration, Raum, Netzwerke. Über den Bedarf einer gesellschaftstheoretischen Einbettung der transnationalen Migrationsforschung. In: Jochen Oltmer (Hg.): Schriften des Instituts für Migrationsforschung und interkulturelle Studien, Band 11. S. 91-105.
- Castells, Manuel 1996: The Rise of the Network Society. Band 1. Malden/Mass., Oxford.
- Cohen, Robin 1997: Global Diasporas. An Introduction. Seattle.
- De Swaan, Abram 1995: Die soziologische Untersuchung der transnationalen Gesellschaft. In: Journal für Sozialforschung, 35. S. 107-120.
- Einstein, Albert 1960: Vorwort. In: Max Jammer: Das Problem des Raumes. Die Entwicklung der Raumtheorien. Darmstadt. S. XI-XV.
- Elwert, Georg 2002: Switching Identity Discourses: Primordial Emotions and the Social Construction of We-Groups. In: Günther Schlee (Hg.): Imagined Differences. Hatred and the construction of identity. Münster, New York. S. 33-54

- Esser, Hartmut: 1980: Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Darmstadt, Neuwied.
- Esser, Hartmut 2000: Integration und ethnische Schichtung (Manuskript, Gutachten im Auftrag des Bundesministerium des Inneren).
- Fassmann, Heinz, Raimund Mydel 2002: Zuwanderung und transnationale Pendelwanderung am Beispiel der Polen in Wien. Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, 144. S 81-100.
- Glick Schiller, Nina, Linda Basch, Cristina Blanc-Szanton 1995: From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. In: *Anthropological Quarterly*, 68/1. S. 48-63.
- Goebel, Dorothea, Ludger Pries 2003: Transnationale Migration und die Inkorporation von Migranten. Einige konzeptionell theoretische Überlegungen zu einem erweiterten Verständnis gegenwärtiger Inkorporationsprozesse von Migranten. In: Frank Swiaczny, Sonja Haug (Hg.) 2003: Migration – Integration – Minderheiten. Neuere interdisziplinäre Forschungsergebnisse. Materialien zur Bevölkerungswissenschaften, Heft 107. Wiesbaden. S. 35-48.
- Goldring, Luin 1996: Blurring the Border: Transnational Community and Social Transformation in Mexico – U.S. Migration. In: David Chekki (Hg.): *Research in Community Sociology*, VI.
- Goldring, Luin 1997: Power and Status in Transnational Social Spaces. In: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderheft 12*. Baden-Baden. S. 179-196.
- Goldring, Luin 2001: Dissaggregating Transnational Social Spaces: Gender, Place and Citizenship in Mexico – U.S. Transnational Spaces. In: Ludger Pries (Hg.): *New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies*. London: S. 59-76.
- Gosztonyi, Alexander 1976: *Der Raum: Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaft*. Freiburg, München.
- Gregory, Derek, John Urry (Hg.) 1985: *Social Relations and Spatial Structures*. Basingstoke, London.
- Harvey, David 1989: *The Condition of Postmodernity*. Oxford.
- Herrera Lima, Fernando 2001: Transnational Families: Institutions of Transnational Social Space. In: Ludger Pries (Hg.): *New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies*. London. S. 77-93.
- Kearney, Michael 1995: The Global and the Local: The Anthropology of Globalization and Transnationalism. *Annual Review of Anthropology*, 25. S. 547-565.
- Kearney, Michael, Carole Nagengast 1989: *Anthropological Perspectives on Transnational Communities in Rural California*. Davis/CA: California (= Working Group on Farm Labor and Rural Poverty, Working Paper No. 3).
- Läpple, Dieter 1993: Thesen zu einem Konzept gesellschaftlicher Räume. In: *Die Aufge-*

- räumte Welt – Raumbilder und Raumkonzepte im Zeitalter Globaler Marktwirtschaft. Loccum (= Loccumer Protokolle 74/92). S. 29-52.
- Linde, Hans 1972: Sachdominanz in Sozialstrukturen. Tübingen.
- Linde, Hans 1982: Soziale Implikationen technischer Geräte, ihrer Entstehung und Verwendung. In: Rodrigo Jokisch (Hg.): Techniksoziologie. Frankfurt/M. S. 1-31.
- Massey, Douglas S., Joaquín Arango, Hugo Graeme, Ali Kouaouci, Adela Pellegrino, Edward P. Taylor 1998: *Worlds in Motion. Understanding International Migration at the End of the Millennium*. Oxford.
- Mecheril, Paul, Thomas Teo (Hg.) 1994: *Andere Deutsche: Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin.
- Morawska, Ewa 1998: *The New-Old Transmigrants, Their Transnational Lives, and Ethnicization: A Comparison of 19th/20th and 20th/21st Century Situations*. In: John Mollenkopf (Hg.): *Immigrants, Civic Culture, and Modes of Political Incorporation*. SSRC.
- Münz, Rainer, Wolfgang Seifert, Ralf Ulrich 1997: *Zuwanderung nach Deutschland. Strukturen, Wirkungen, Perspektiven*. Frankfurt/M.
- Ong, Aihwa, Donald Nonini (Hg.) 1997: *Ungrounded Empires. The Cultural Politics of Modern Chinese Transnationalism*. London/New York.
- Park, Robert E. 1928: *Human Migration and the Marginal Man*. In: *The American Journal of Sociology*, 33/6. S. 881-893.
- Portes, Alejandro (Hg.) 1995: *The Economic Sociology of Immigration. Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship*. New York.
- Portes, Alejandro 1996: *Transnational Communities: Their Emergence and Significance in the Contemporary World System*. In: W.A. Smith, R.P. Korzeniewicz (Hg.): *Latin America in the World Economy*. Westport. S. 151-168.
- Portes, Alejandro, Luis E. Guarnizo, Patricia Landolt 1999: *Introduction: Pitfalls and promise of an emergent research field*. In: *Ethnic and Racial Studies*, 22/2. S. 217-237.
- Pries, Ludger 1996: *Transnationale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 25. S. 437-453.
- Pries, Ludger (Hg.) 1997: *Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderheft 12*. Baden-Baden.
- Pries, Ludger 1998: „Transmigranten“ als ein Typ von Arbeitswanderern in pluri-lokalen sozialen Räumen. Das Beispiel der Arbeitswanderungen zwischen Puebla/Mexiko und New York. In: *Soziale Welt*, 49. S. 135-150.
- Pries, Ludger 2001a: *Soziologie Internationaler Migration. Einführung in Klassische Theorien und neue Ansätze*. Bielefeld.
- Pries, Ludger (Hg.) 2001b: *New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies*. London.
- Pries, Ludger 2003a: *Integration als Raumentwicklung – Soziale Räume als Identifikationsräume*. In: Robert Hettlage, Petra Deger (Hg.): *Europäischer Raum und Gren-*

- zen. Probleme der Räumlichkeit und Identitätenbildung in einem vereinten Europa (im Erscheinen).
- Pries, Ludger 2003b: Labour migration, social incorporation and transmigration in the New Europe. The case of Germany in a comparative perspective. In: *Transfer*, 9 (im Erscheinen).
- Pries, Ludger, Fernando Herrera, Saúl Macía 1998: Las migraciones laborales internacionales y el surgimiento de Espacios Sociales Transnacionales. El ejemplo de la migración del Estado de Puebla hacia la región metropolitana de Nueva York. Informe de investigación sobre el proyecto „Migración laboral de la Mixteca Poblana hacia Nueva York“, Convenio No. 400200-5-0234PS, clave 0234P-59506, Consejo Nacional de Ciencia y Tecnología (CONACYT). México.
- Smith, Michael Peter, Luis E. Guarnizo, (Hg.) 1999: *Transnationalism from below*. Volume 6 of *Comparative Urban & Community Research*. New Brunswick, London.
- Smith, Robert 1995: „Los ausentes siempre presentes“ The imagining, Making and Politics of a Transnational Community between Ticuani, Puebla, Mexico, and New York City. Ph.D. dissertation, New York: Columbia University.
- Smith, Robert 1997: Reflections on Migration, the State and the Construction, Durability and Newness of Transnational Life. In: Ludger Pries (Hg.), *Transnationale Migration. Soziale Welt, Sonderheft 12*. Baden-Baden. S. 197-220
- Smith, Robert 2001: Comparing Local Level Swedish And Mexican Transnational Life. An Essay In Historical Retrieval. In: Ludger Pries (Hg.): *New Transnational Social Spaces. International Migration and Transnational Companies*. London. S. 37-58
- Taft, Ronald 1953: The Shared Frame of Reference Concept Applied to the Assimilation of Immigrants. In: *Human Relations*, 6. S. 45-55.
- Teitelbaum, Michael S., Jay Winter 1998: *A Question of Numbers, High Migration, Low Fertility, Politics of National Identity*. New York.
- Therborn, Göran 2000: Globalizations: Dimensions, Historical Waves, Regional Effects, Normative Governance. In: *International Sociology*, 15/2. S.151-179.
- Treibel, Annette 1999: *Migration in modernen Gesellschaften: Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht*. München (2. Auflage).
- Urry, John 2001: *Sociology Beyond Societies. Mobilities for the twenty-first century*. London, New York.
- Waters, Malcolm 1995: *Globalization*. London, New York.
- Werlen, Benno 1988: *Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie*. Stuttgart.
- Zelinsky, Wilbur, Barrett A. Lee 1998: Heterolocalism: An alternative Model of the Sociospatial Behaviour of Immigrant Ethnic Communities. In: *International Journal of Population Geography*, 4. S. 281-298.

Michael Bommers ■

Migration in der modernen Gesellschaft

I.

Begleittext des Alltagsgeschäfts der Migrationsforschung ist der Anspruch, mit bedeutenden Phänomenen sozialen Strukturwandels befasst zu sein, die eine empirische und theoretische Herausforderung der Sozialwissenschaften darstellen. Leicht ersichtlich zentriert die Migrationsforschung dabei ihre Aufmerksamkeit auf Probleme der sozialen Integration und Ungleichheit und auf daraus resultierende Konfliktpotentiale. Solche Probleme sieht sie erwachsen aus den kulturellen und sozialen Ausstattungen von Migranten, aus ihren Teilnahmechancen insbesondere an Arbeitsmärkten, Bildungssystemen, wohlfahrtsstaatlichen Politik- und Rechtssystemen, Gesundheits- und Versorgungseinrichtungen sowie städtischen Wohnverhältnissen und den daraus für Migranten resultierenden Lebenslagen und Lebensverhältnissen.

Dabei kann man registrieren, dass der Erfolg, den die Migrationsforschung politisch und auch wissenschaftspolitisch verzeichnet, parallel keine so rechte wissenschaftliche Resonanz zu erzeugen vermag. Während Warnungen vor sozialen Konflikt- und Desintegrationspotentialen politisch Gehör finden und durchaus Ressourcen für die Forschung mobilisieren, findet die sub- und interdisziplinäre Forschung¹ im Bereich internationaler Migration weder inner- noch interdisziplinär große Aufmerksamkeit, denn ihr Beitrag zu den allgemeinen theoretischen Problemstellungen der jeweiligen Bezugsdisziplinen erscheint begrenzt.

Dafür gibt es vermutlich einen einfachen Grund: Die Migrationsforschung tendiert dazu, den Bezugsrahmen ihrer Forschung stark einzuschränken. Sie fokussiert weniger die sozialstrukturellen Voraussetzungen und Folgen von *internationaler Migration* auf den verschiedenen Ebenen der modernen Gesellschaft, sondern *Migranten* und ihre Lebensverhältnisse in den für bedeutsam erachteten sozialen Kontexten, wie sie aus den Bedingungen der Integration und den Strukturen sozialer Ungleichheit resultieren. Grundlage dafür ist ein eingeschränkter Begriff der Sozialstruktur, in dem im wesentlichen die sozialen Verteilungs- und Ungleichheitsverhältnisse gefasst sind. Diese Einschränkung wird der Migrationsforschung jedoch kaum zum Problem, so lange bei der Doppeladressierung ihrer Resultate an Politik und Wissenschaft die implizierte normative Präferenz für Gleichheit und soziale Integration auf Resonanz stößt. Die doppelte Artikulation der Terminologie als wissenschaftliche Begriffe und als gewissermaßen unablehnbare Werte² stützt diese konzeptionellen Grundlagen ab und verleiht ihnen intuitive Plausibilität.

Dieser Fokus der Migrationsforschung kann an wenigen Beispielen schnell verdeutlicht werden:

1) Waren die Arbeitsmigranten der 1960er und 1970er Jahre (die sog. Gastarbeiter) zunächst noch Gegenstand unter dem Gesichtspunkt der strukturellen Folgen für den Arbeitsmarkt und die Inanspruchnahme der Infrastruktureinrichtungen in Städten und Gemeinden (z. B. Körner 1976, zusammenfassend Herbert 2000, 191 ff.), funktional orientiert insbesondere an Kosten-/Nutzenerwägungen, so richtete die nachfolgende sozialwissenschaftliche Migrationsforschung ihre Analysen an der Frage aus, in welchem Ausmaß die soziale Integration der Migranten gelinge, festgemacht an Kriterien der beruflichen Stellung, der Dauerhaftigkeit der Beschäftigungsverhältnisse, Einkommen, soziale Kontakte u. ä. und welche mehr oder weniger problematischen Lebensverhältnisse daraus resultieren. Zwar legen marxistische Analysen ein Modell zugrunde, in welchem sie die Struktur der Produktionsverhältnisse als Verursachungszusammenhang für internationale Migration identifizieren, im Kern zielt ihre Analyse aber auf die daraus resultierenden Klassen- und Ausbeutungsverhältnisse und die damit verbundenen problematischen Lebensverhältnisse der Arbeitsmigranten als internationalisierte Reservearmee (Castles/Kosack 1973, Castles 1987, Sassen 1988). Differenziertere Analysen thematisieren die besondere Rolle des bürgerlichen Staates bei im Prinzip gleichbleibender Stoßrichtung (Dohse 1981). Trotz anders angelegter Analysemodelle fokussieren auch die im mainstream der Soziologie angelegten Untersuchungen von Hoffmann-Nowotny (1973) und Esser (1979, 1980) die aus Migration resultierenden sozialen Ungleichheitsverhältnisse – sozialstruktureller Wandel durch Migration wird dann in Form der Neofeudalisierung der Schichtverhältnisse registriert. Im Kern geht es um die Auswirkungen der mehr oder weniger gelingenden Integration auf die Lebensverhältnisse der Migranten und auf die sozialen Ungleichheitsverhältnisse.

2) Mit Blick auf die 2. Generation richteten zahlreiche Analysen ihre Aufmerksamkeit auf das Bildungssystem. Hier geht es insbesondere um die kulturellen Voraussetzungen der Migranten bzw. ihrer Kinder (Schrader/Nikles/Griese 1976) für die Partizipation am Bildungssystem sowie ihren Bildungserfolg, gemessen an den durchlaufenen Schularten, den erreichten Schulabschlüssen und den eingegangenen Ausbildungsverhältnissen. Sozialstruktureller Wandel wird dem Erziehungssystem vor allem in normativer Perspektive in Richtung von Modellen der interkulturellen Erziehung angesonnen, Kriterium dabei ist die angestrebte Gleichstellung von Migrantenkindern (für viele Auernheimer 2003).

3) In der international orientierten Forschung zur Stellung von Migranten im politischen System werden seit nunmehr etwa 20 Jahren (Hammar 1985, Miles/Thränhardt 1994, Faist 1995, Bommers/Halfmann 1998, Bommers/Geddes 2000) wiederkehrend die politisch-rechtlichen Positionen verschiedener Migrantenkategorien in ziviler, politischer und sozialer Hinsicht sowie ihre Stellung in den verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssystemen verglichen, orientiert an Modellen einer anzustrebenden Gleichstellung von Migranten. Vergleichbares ließe sich zeigen für Bereiche des Wohnens, der Gesundheit oder des Sports.

4) Diese Perspektive der Migrationsforschung wird auch durch neuere Ansätze des sog. Transnationalismus nicht durchbrochen, denn für sie liegt das Hauptdefizit der Migrationsforschung in dem eingeschränkten nationalstaatlichen Bezugsrahmen der Analyse von Integrations- und Assimilationsprozessen. Diese Prozesse seien inzwischen anders strukturiert und spielten sich im Bezugsrahmen von sog. *transnationalen Sozialräumen* ab. Zwar findet man hier Untersuchungen, die die Folgen inter- bzw. transnationaler Migrationen und damit zusammenhängende soziale Strukturentwicklungen am Beispiel des politischen Systems oder der Entstehung von neuen Industrien und Arbeitsmärkten thematisieren (z. B. Hunger 2000, Levitt 2001). Jedoch steht auch hier im Fokus der Aufmerksamkeit vor allem die Frage, ob sich mit transnationalen Wanderungen die Bedingungen für Integration und Assimilation verändert haben. Darüber hinaus indiziert die theoretisch betrachtet weitgehend opake Redeweise von den transnationalen Sozialräumen nur den Bedarf, die Analyse der sozialstrukturellen Voraussetzungen und Folgen von *Migration* über den etablierten Bezugsrahmen der Zentralstellung von Integration, sozialer Ungleichheit und daraus resultierenden Konfliktpotentialen hinaus auszudehnen, ohne dafür selbst aber ein tragfähiges Angebot machen zu können.³

Die Folgen der Fokussierung der Migrationsforschung auf Fragen der sozialen Integration und Ungleichheit finden wissenschaftlich auf zwei Weisen ihren Niederschlag:⁴ Zum einen wurden Migranten für lange Zeit, wie im Fall der Jugend- und der Ungleichheitsforschung, als Sonderfall ohne allgemeinen sozialstrukturellen Aussagewert zunächst den Migrationsforschern überlassen und blieben weitgehend aus den theoretischen und empirischen Forschungen dieser Subdisziplinen ausgeklammert. Erst seit den 1990er Jahren sind sie auch regelmäßig Gegenstand der Jugend- und Ungleichheitsforschung und werden in Survey-Studien einbezogen. Migration, so viel scheint mittlerweile klar, hat Folgen für die sozialstrukturellen Verteilungsverhältnisse und verändert die Schicht- und Klassenstruktur sowie die Bedingungen des Aufwachsens für Jugendliche. Dieser nachholende Einbezug, dessen Fundament wohl die geteilte normative Orientierung bildet,⁵ ist aber in anderen subdisziplinären Feldern kaum zu registrieren.

Migrationsforscher interessieren sich für Bildung unter dem Gesichtspunkt des Bildungserfolgs von Migranten, aber interessieren sich Bildungssoziologen für internationale Migration? Migrationsforscher interessieren sich für die Stellung von Migranten auf Arbeitsmärkten und in Betrieben, aber interessieren sich Arbeitsmarktforscher und Organisationssoziologen für internationale Migration? Migrationsforscher interessieren sich für die politische und rechtliche Stellung von Migranten, aber interessieren sich politische Soziologen, Rechtssoziologen, Politikwissenschaftler oder Rechtswissenschaftler für internationale Migration? In allen Fällen, die sich durch weitere problemlos ergänzen ließen, muss die Antwort wohl gleich lauten: Kaum. Warum sollten sie sich für *Migranten* bzw. internationale Migration interessieren? Der Grund für dieses Desinteresse an Problemstellungen der Migrationsforscher liegt in dem eingeschränkten Begriff von Sozialstruktur, den die Migrationsforschung bislang ihren Forschungen zugrundelegt. Denn da-

mit sind zentrale sozialstrukturelle Voraussetzungen und Folgen von Migration konzeptionell ausgeklammert, wie sie sich in den gesellschaftlichen Teilbereichen Ökonomie, Recht, Politik, Erziehung,⁶ Gesundheit, Religion und Sport, den zugehörigen Organisationen und den Formen der Interaktion niederschlagen. Migration kommt, sofern sie gesellschaftlich bedeutsam ist, nicht nur und vor allem als Zugang von Migranten zu Arbeit, Geld, Rechten, Erziehung und Gesundheit zur Geltung, sondern findet ggf. ihre Voraussetzungen und ihren Niederschlag in der Struktur von Märkten und Unternehmungen, in politischen Verfassungen und Verwaltungen, in Organisationen des Wohlfahrtsstaates, in Schulen und Ausbildungsorganisationen, in Krankenhäusern und Arztpraxen, in Organisationen des Sports und der Religion. Was aber wissen wir über die Bedeutung von Migration für die Strukturentwicklung von Unternehmen, kommunalen politischen Verwaltungen, Schulen, Ausbildungsorganisationen oder Krankenhäuser? Mit anderen Worten: Wenn Migration gesellschaftsstrukturell bedeutsam ist – wie dies einerseits unwidersprochen reklamiert wird und andererseits doch für zahlreiche potentielle Forschungsfelder, die davon dann

in der Migrationsforschung geht es nicht immer oder vorrangig um Migranten

tangiert sein müssten, folgenlos bleibt –, dann muss dies nicht nur und vor allem die Lebensverhältnisse von Migranten betreffen, sondern auch die differenzierten Sozialstrukturen der modernen Gesellschaft, in denen Migranten wie alle anderen Individuen auch sozial als Mitglieder in Organisationen und Adressaten für politische, rechtliche, ökonomische, erzieherische oder gesundheitliche Problemstellungen vorkommen. Die Art und Weise, in der sie darin vorkommen und die damit verknüpften Strukturfolgen für Märkte, Rechte und Rechtsdurchsetzung, politische Entscheidungen, organisationale Mitgliedschaftsrollen oder Kommunikationsformen im Erziehungs- und Gesundheitssystem macht Migration und Migranten erst als sozial relevante Sachverhalte sichtbar. Dies impliziert zum einen, dass es in der Migrationsforschung nicht immer oder vorrangig um Migranten geht. Aber auch die Stellung von Migranten lässt sich erst angemessen begreifen, wenn die spezifische Bedeutung internationaler Migrationsverhältnisse und der Einbezug bzw. der Ausschluss von Migranten für diese differenzierten Teilzusammenhänge systematisch, d. h. mit Blick auf ihre je ökonomischen, rechtlichen, politischen, erzieherischen Problemstellungen und damit zusammenhängende „Prozesse des Organisierens“ (Weick 1985) untersucht wird.

Die Migrationsforschung kann zu den übrigen sozialwissenschaftlichen (Sub-) Disziplinen und ihren theoretischen und empirischen Fragestellungen erst ein wissenschaftlich ertragreiches Verhältnis finden, wenn sie die Beschränkung ihrer Problemstellungen auf den Bezugsrahmen von Integration und Ungleichheit in dem skizzierten Sinne aufgibt und ihr strukturtheoretisches Repertoire in einer Perspektive erweitert, die es erlaubt, die Strukturfolgen von Migrationen in der modernen Gesellschaft in ihrer ganzen Breite zu

analysieren. Mit anderen Worten: Die Beschränkung des Sozialstrukturbegriffs auf die Verteilungsstruktur der Gesellschaft und die damit zusammenhängenden sozialen Konstellationen (traditionell gefasst in Klassen- und Schichtungsmodellen) ist zugunsten eines Sozialstrukturbegriffs aufzugeben, der die differenzierten Sozialstrukturen der modernen Gesellschaft *und* die daraus resultierenden Ungleichheitsverhältnisse zu fassen sucht. Dies legt den Anschluss über die Ungleichheitsforschung hinaus an die soziologische Differenzierungstheorie als Bezugsrahmen der Forschung nahe. Dafür liegt mit der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann eine begrifflich ausgearbeitete Version vor, denn hier findet sich nicht nur eine Theorie der modernen Gesellschaft, die die Struktur der differenzierten Teilbereiche dieser Gesellschaft und ihrer Organisations- und Interaktionsverhältnisse erfasst, sondern diese Theorie erlaubt es zugleich, internationale Migrationen als Teil der Strukturentwicklung der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft und der damit verknüpften sozialen Mobilitätsverhältnisse zu begreifen. Dies schließt systematisch die Analyse der sozialen Ungleichheitsverhältnisse und damit auch die Frage ein, wie die Reproduktion strukturierter sozialer Ungleichheit unter Bedingungen funktionaler Differenzierung zu begreifen ist (Bommes 2001a, 2003b).

Dies wird im folgenden in drei Hinsichten erläutert:⁷ 1) Die Systemtheorie fasst das Verhältnis von Individuen und sozialen Systemen als System/Umweltverhältnis und beschreibt damit Migration als räumliche Mobilitätsform, die auf die Inklusionsstrukturen der Gesellschaft reagiert. 2) Die Theorie funktionaler Differenzierung erlaubt es, Formen der Wanderung in der modernen (Welt-)Gesellschaft theoretisch zu ordnen. Auf dieser Grundlage wird einsichtig, dass die Migrationsproblematik, wie sie sich der modernen Gesellschaft stellt, auf der Besonderheit der Binnendifferenzierung des politischen Systems in Nationalstaaten als Organisationsform der Politik beruht. 3) Die Systemtheorie beschreibt die moderne Gesellschaft als Zusammenhang in sich differenzierter System/Umweltverhältnisse. Sie hält die Migrationsforschung dazu an, bei der Beschreibung von Migration und den daraus resultierenden sozialen Strukturen Systemreferenzen zu kontrollieren und solche Strukturen als Teil der Reproduktion der jeweils untersuchten Systemtypen zu begreifen.

II.

In systemtheoretischer Perspektive wird die Konzipierung des Verhältnisses von Individuen und Gesellschaft als Problemstellung der sozialen Integration der Individuen (und damit auch der Migranten) aus theoretischen Gründen verworfen (dazu noch weiter unten) und in anderer Weise als Verhältnis der Inklusion bzw. Sozialisation rekonstruiert (ausführlich dazu: Bommes 1999, 43 ff.). Auch Migrationen werden daher vermittelt über den *Inklusionsbegriff* beschrieben.⁸ Diese Art des Zugriffs erschließt sich, wenn man in dieser Hinsicht zunächst die Ähnlichkeit zu marxistischen Ansätzen registriert. Diese

interpretieren v. a. Arbeitsmigrationen als ein Phänomen, an dem spezifische Kernstrukturen kapitalistischer Gesellschaften, insbesondere die Besonderheiten des Arbeitsmarktes gegenüber anderen Warenmärkten, sichtbar werden. Migration wird als durch die gesellschaftlichen Verhältnisse vorgängig strukturiertes Geschehen und damit als eine Form der Mobilität betrachtet, die auf die kapitalistische Form der Inanspruchnahme von Individuen auf Märkten als Waren (Arbeitskraft) reagiert.

Die Systemtheorie schließt an diese Problemstellung im Rahmen der Theorie funktionaler Differenzierung an und radikalisiert sie. Die bereits in der Marx'schen Theorie identifizierte Abstraktion, die Inanspruchnahme von Individuen unter dem Gesichtspunkt „Arbeit“ und das Absehen von allen anderen Eigenschaften, wird differenzierungstheoretisch als allgemeines Merkmal nicht nur der Ökonomie, sondern auch der übrigen Funktionssysteme der modernen Gesellschaft identifiziert. In der Politik, im Recht, der Erziehung, der Gesundheit usw. werden Individuen dann als Wähler, als Rechtsparteien, Schüler oder Patienten einbezogen und unter Absehung von ihren sonstigen Eigenschaften beansprucht. Umgekehrt können die Individuen Teilnahmemechanismen nur unter Beachtung dieser Abstraktionen als Inklusionsvoraussetzungen realisieren.

Die Systemtheorie fasst das Verhältnis von Individuum/Gesellschaft generell als wechselseitiges System/Umweltverhältnis. In diesem Zusammenhang hat die Unterscheidung Inklusion/Exklusion v. a. einen theorietechnischen Sinn. Sie zielt nicht unmittelbar auf „soziale Probleme“, wie dies für viele Texte der Migrationsforschung gilt, die diese Terminologie verwenden. Mit der Unterscheidung wird die Art und Weise der Inanspruchnahme von Individuen durch soziale Systeme und ihre Veränderung je nach dem primären Differenzierungstyp von Gesellschaft beschrieben (Stichweh 1988, Luhmann 1989). Für die moderne, primär funktional differenzierte Gesellschaft⁹ lautet dabei eine Kernthese Luhmanns: „Die Einzelperson kann nicht mehr einem und nur einem gesellschaftlichen Teilsystem angehören. [...] Da die Gesellschaft [...] nichts anderes ist als die Gesamtheit ihrer internen System/Umwelt-Verhältnisse [...], bietet sie dem Einzelnen keinen Ort mehr, wo er als ‚gesellschaftliches Wesen‘ existieren kann. Er kann nur außerhalb der Gesellschaft leben, nur als System eigener Art in der Umwelt der Gesellschaft sich reproduzieren, wobei für ihn die Gesellschaft eine dazu notwendige Umwelt ist. Das Individuum kann nicht mehr durch Inklusion, sondern nur noch durch Exklusion definiert werden.“ (Luhmann 1989, 158) Seine soziale Individualität besteht aus der Geschichte seiner Inklusionen und Exklusionen in die bzw. aus den Funktionssystemen und ihren Organisationen. Diese Konzeption hat verschiedene Implikationen für die Problemstellungen (a) der Integration von Individuen in die Gesellschaft (b) und für die Frage der sozialen Ungleichheit.

a) Systemtheoretisch gesehen sind Individuen kein Teil von Gesellschaft und damit auch nicht in die Gesellschaft integriert oder gar „inkorporiert“. Die Konzipierung der Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft aus der Perspektive sozialer Systeme als Inklusionsverhältnis¹⁰ empirisiert die Frage nach den Teilnahmemöglichkeiten und -hindernissen von Individuen in den Funktionssystemen und ihren Organisationen und bereinigt

sie damit sowohl von zu starken Annahmen über Erfordernisse sei es *der* Gesellschaft, sei es *der* Individuen, als auch von normativen Prämissen. Gefragt ist nach den Strukturvoraussetzungen der jeweiligen Differenzierungsform sozialer Systeme und danach, wie Inklusion und Exklusion dann gelingt. Das Zusammenspiel von sozialen Systemen und Individuen ist kein Automatismus: Inklusion und Exklusion können misslingen und soziale Systeme können auf der Basis ihrer Differenzierungsform in Sackgassen enden und zusammenbrechen. Soziale Systeme in der modernen Gesellschaft sind von der Teilnahme von Individuen, nicht aber je konkreter einzelner Individuen abhängig. Funktionssysteme und Organisationen bilden spezifische Inklusionsmodi aus, welche die Teilnahme der einzelnen an den Leistungen des Systems regeln und Bedingungen des Ausschlusses vorsehen. Sie setzen eine bestimmte Selbstdisziplinierung der Individuen voraus, verlangen ihnen systemspezifische Kompetenzen ab, muten ihnen entsprechende Formen der Selbstpräsentation zu und sehen auch Möglichkeiten ihrer Exklusion vor. Individuen sind umgekehrt für ihre psychische und physische Selbsterhaltung darauf angewiesen, am Kommunikationsprozess einer Vielzahl sozialer Systeme teilzunehmen.¹¹ Dies vermag sie offensichtlich je nach Ausmaß und Modus der für sie gegebenen Inklusionsofferten, Exklusionsbedrohungen und Angewiesenheiten zu mobilisieren – auch für die Überbrückung großer räumlicher Distanzen zur Realisierung solcher Teilnahmechancen. Die sozialen Bedingungen und Formen dieser Mobilisierung¹² und ihre Folgen für die Strukturen der Funktionssysteme und ihrer Organisationen sind das Thema der Migrationsforschung.

b) So weit die Migrationsforschung dieses Thema als Frage nach der Integration von Individuen abhandelt, rückt sie die Anstrengungen von Migranten zur Realisierung von Teilnahmechancen sowie ihre Inklusion bzw. Exklusion in den verschiedenen Funktionssystemen und Organisationen nicht primär unter den empirischen Gesichtspunkten des Gelingens bzw. Misslingens aufgrund der Strukturbedingungen dieser Sozialsysteme in den Blick. Sie fragt daher auch kaum nach den Strukturfolgen der Modi des Einbezugs und des Ausschlusses von Migranten für diese Sozialsysteme, sondern übersetzt, wie einleitend gezeigt, die Resultate dieser Modi vielfach unmittelbar in Ungleichheitsprobleme, die ihr als Anzeichen für Integrationsprobleme gelten. Probleme der Inklusion und Exklusion bezeichnen aber Teilproblemstellungen der Reproduktion sozialer Systeme und nicht unmittelbar Probleme der beteiligten Individuen. Anschlussfähigkeit entscheidet über den Einbezug oder den Ausschluss von Individuen und damit auch von Migranten: Ihre Inanspruchnahme unterliegt dem Kriterium der darüber vermittelten Fortsetzbarkeit des systemspezifischen Geschehens. In Organisationen und Funktionssystemen anfallende Problemlagen und ihre Bewältigung sind nicht unmittelbar und vorrangig Ungleichheitsprobleme. Mit dem Zugriff auf Migration über die Analyse der Inklusionsverhältnisse sozialer Systeme wird das Problem der Ungleichheit nicht zum Verschwinden gebracht, es wird aber im Rahmen der Theorie anders wieder eingeführt. Untersucht wird, in welcher Weise Differenzierungsformen, Inklusionsstrukturen in Funktions- und Organisationsystemen und Verteilungsstrukturen miteinander zusammenhängen. Dabei kann sich dann

Ungleichheit als eine Bedingung für die Inklusionschancen von Migranten erweisen (Bommes 1999, 198 ff., 2003b), wie sich aktuell z. B. an sog. illegalen Migranten zeigt, deren spezifische Inklusionschancen auf verschiedenen Arbeitsmärkten nicht zuletzt auf ihrer eingeschränkten Konfliktfähigkeit, der daraus resultierenden Bereitschaft zur Erbringung von Leistungen gegen relativ niedrige Bezahlung und einer daran kristallisierenden Nachfrage beruhen.

Zusammengefasst: Systemtheoretisch gesehen strukturieren die primäre Differenzierungsform und die damit verbundenen Inklusionsformen einer Gesellschaft die Möglichkeiten der sozialen Mobilität von Individuen und damit auch Migration als räumliche Form der Mobilität zur Realisierung von Inklusionschancen. Die Theorie kann zeigen, dass die Wanderungen und die Wanderungsformen in der modernen Gesellschaft die Exklusion von Individuen (ihre Freiheit von vorgängigen Bindungen¹³ und ihre Gleichheit im Sinne des Absehens von partikularen Merkmalen) und zugleich den Inklusionsuniversalismus der Funktionssysteme und Organisationen (jeder ist zugelassen, wenn er die systemspezifischen Inklusionsvoraussetzungen erfüllt) zur Voraussetzung haben und dadurch induziert sind. Dies leuchtet unmittelbar für Arbeitswanderungen, Bildungswanderungen, Sportwanderungen oder die Wanderung von Kranken ein. Es kann aber für Familienwanderungen ebenso gezeigt werden, mit denen das Recht des Zugangs zur Familie wahrgenommen wird und darüber auch Inklusionschancen in andere Funktionssysteme gewonnen werden, wie schließlich auch für Fluchtwanderungen auf der Basis des internationalen Flüchtlingsrechts, das die Brechung des Inklusionsuniversalismus durch Staaten repariert.

In dieser Perspektive wird zugleich deutlich, dass die Migrationsforschung sich typisch mit Problemstellungen befasst, die aus Migration als der Suche nach dem Zugang zu Organisationen und Funktionssystemen und der Strukturierung dieser Suche durch deren Inklusionsbedingungen resultieren. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Migrationsforschung, dass sie sich für die aus solchen Versuchen resultierenden Folgen für die Wanderer, die Einwanderungs- und Auswanderungskontexte und die sich neu entwickelnden Sozialstrukturen interessiert. Dies erklärt, dass sie sich meist mit anderen Formen der räumlichen Mobilität wie Tourismus oder auch der Wanderung von Individuen als Organisationsmitgliedern (z. B. Managern) nicht befasst. Dies impliziert kein Urteil über die soziale Bedeutung solcher Formen räumlicher Mobilität. Aber wenn man den Bezugsrahmen der Migrationsforschung durch ihre typischen Problemstellungen formuliert, wird es überflüssig, in die Migrationssoziologie mittels Listen der Vielfalt räumlicher Mobilität und ihrer Einschränkung auf solche Merkmale einzuführen, die für die jeweils untersuchten Migrationen zutreffen (z. B. Treibel 1999, 18 ff.). Auszugehen ist von den Sozialstrukturen, die räumliche Mobilitätsformen ermöglichen. Diese bezeichnen eben auch dann, wenn sie Ähnlichkeiten besitzen, wie zum Beispiel Pendelmigration und Tourismus, nicht in jedem Fall Migration im Sinne einer Forschung, die eine wissenschaftliche und nicht durch empirische Merkmale räumlicher Mobilität vorgegebene Problemstellung bearbeitet.¹⁴

III.

Migranten müssen sich, wie immer sie individuell motiviert sind, an den sozialen, d. h. den kommunikativen Anschlussmöglichkeiten orientieren, die Funktionssysteme und ihre Organisationen eröffnen.¹⁵ Für die Art und Weise, in der ihnen – sei es als Arbeits- oder Bildungsmigrant, sei es als Staatsbürger oder Flüchtling – dieser Anschluss gelingt, ist die *politische Moderation* der Bedingungen ihrer Zuwanderung von zentraler Bedeutung.

Mit der Theorie funktionaler Differenzierung kann man diesbezüglich einen sozialen Widerspruch in der modernen Gesellschaft sichtbar machen. Migration ist hier einerseits als Versuch der Realisierung von Inklusionschancen wahrscheinlich. In der Perspektive der Ökonomie, des Rechts, der Erziehung oder der Gesundheit sowie moderner Organisationen ist Migration eine erwartbare Ausrichtung von Individuen an

Migration wird erst in der Perspektive der Politik zu einem Problem

ihren Inklusionsofferten. Migrationen sind entsprechend Teil der normalen, d. h. der sozial erwarteten und historisch etwa mit der Institutionalisierung von Arbeitsmärkten durchgesetzten Mobilität in der modernen Gesellschaft. Der Fall der Binnenwanderungen im Gebiet von Staaten macht dies einsichtig. Sie gehören zum Normalgeschehen, das kaum soziale Aufmerksamkeit mobilisiert. Migrationen werden andererseits vor allem in den Ländern mit ausgebauten National- und Wohlfahrtsstaaten offenbar als unwahrscheinlich und als Problem behandelt, wenn es sich um Staatsgrenzen überschreitende Migrationen handelt.

Wanderung wird also zu einem Problem erst in der Perspektive der Politik. Dies rückt eine Besonderheit dieses Funktionssystems im Vergleich zu den anderen Funktionssystemen in den Blick, die der spezifischen Beobachtungsweise von Migration durch die Politik zugrunde liegt. Das Funktionssystem der Politik ist intern durch eine segmentäre Binnendifferenzierung in moderne nationale Wohlfahrtsstaaten gekennzeichnet. Diese Staatlichkeit ist trotz aller Strukturprobleme bis heute und absehbar die kaum verzichtbare Organisationsform des Funktionssystems der Politik zur Herstellung kollektiv verbindlicher Entscheidungen. Eine wesentliche Strukturfolge dieser Binnendifferenzierung ist die spezifische Inklusionsform der nationalen Staatsbürgerschaft, die im Unterschied zu den Inklusionsformen der anderen Funktionssysteme exklusiv, permanent und unmittelbar ist. Der damit verbundene partikulare Universalismus sieht die Inklusion eines jeden Individuums in einen, aber auch nur einen Staat vor. Die Inklusionsform der Staatsbürgerschaft begründet historisch eine im Prinzip lebenslange Leistungs- und Loyalitätsbeziehung zwischen dem Staat und seinen Bürgern, die im nationalen Wohlfahrtsstaat institutionalisiert ist und die den Staat bei der Herstellung seiner politischen Entscheidungen auf die Orientierung an der Gemeinschaft der Staatsbürger und ihrem Anspruch auf Gleichheit als Mitglieder des Volkes verpflichtet.

Internationale Migration stellt die politische Einteilung der Weltbevölkerung in Staatsbevölkerungen in Frage und bringt Migranten in eine strukturell prekäre Beziehung zu nationalen Wohlfahrtsstaaten in den Dimensionen von Loyalität und Leistung. Man kann das Verhältnis von nationalen Wohlfahrtsstaaten zu Migration und Migranten in diesen beiden Dimensionen entschlüsseln. Denn der Staat als Nationalstaat beobachtet Migranten in der Perspektive ihrer politischen Loyalität. Der Staat als Wohlfahrtsstaat, d. h. als sozialer Ausgleichsmechanismus nach innen errichtet eine Ungleichheitsschwelle nach außen, die durch Migranten überschritten wird. Dies provoziert sozial die Frage, in welchem Verhältnis sie zu den Leistungen des Wohlfahrtsstaates stehen. Der nationale Wohlfahrtsstaat interveniert daher in die Migrationsformen in der modernen Gesellschaft unter den Gesichtspunkten der Aufrechterhaltung der Loyalitäts- und Leistungsbeziehung zu der Gemeinschaft der Staatsbürger. Orientiert an diesem Kriterium wird er zum Filter für die Versuche von Migranten, Inklusionschancen in die Funktionssysteme und ihre Organisationen durch geographische Mobilität zu realisieren. Er setzt damit und mit der Schaffung differenzierter Zuwandererkategorien zugleich einen Bezugsrahmen, in dem nationale bzw. ethnische Gemeinschaftssemantiken zur Formulierung und zum Austragen von Konflikten über Migration entstehen können.

Mit der Entwicklung Europas zu einer der bedeutenden Zuwanderungsregionen in der Welt rückt aber die historische Unwahrscheinlichkeit der Deckungsgleichheit zwischen Volk und Bevölkerung im nationalen Wohlfahrtsstaat in den Blick (zum folgenden Bommes 2003c). Die Differenz zwischen der staatlichen „Kernpopulation“, den Staatsbürgern als Volk, und der „Residualpopulation“ der Migranten wird zum Normalfall und damit wird diese Unterscheidung selber prekär. Staaten müssen einerseits ihre territorial definierte Souveränität im Verhältnis zu supranationalen und internationalen Einbindungen neu definieren; andererseits artikuliert internationale Migration einen Zusammenhang, in dem soziale Prozesse in den Bereichen der Ökonomie, des Rechts, der Erziehung und Ausbildung, der Wissenschaft, des Sports, der Gesundheit, aber auch der Familie zwar weiterhin staatlich territorial indexiert, aber nicht *limitiert* sind. Die Erosion der Einteilung der Weltbevölkerung in Staatsbevölkerungen durch internationale Migrationsprozesse drückt diesen Sachverhalt aus und unterläuft damit die Differenz zwischen Volk und Bevölkerung. Diese Unterscheidung meinte immer auch die Einrichtung von territorialen Ungleichheitsschwellen durch Staaten. Internationale Migration ist nicht nur Ausdruck der erfolgreichen Überwindung der wohlfahrtsstaatlichen Ungleichheitsschwellen durch Migranten. Sie ist zugleich Teil einer inneren Umstrukturierung der Verteilungs- und Ungleichheitsverhältnisse in Wohlfahrtsstaaten selbst. Diese Umstrukturierung betrifft eine gesteigerte interne Differenzierung der Adressaten wohlfahrtsstaatlicher Politik und die politische Semantik ihrer Adressierung.

Unter Bedingungen der Globalisierung als „competitive states“ sowie erheblicher demographischer Strukturprobleme sind nationale Wohlfahrtsstaaten mit politischen Problemen des Umbaus ihrer sozialen Sicherungssysteme nicht zuletzt aufgrund ihrer einge-

schränkten Durchsetzungskapazitäten für Ressourcenbeschaffung konfrontiert. Teil dieses Umbaus ist die Rekonstruktion des Verhältnisses zwischen Staaten und ihren Bevölkerungen, in denen sie zum einen das Leistungsversprechen gegenüber ihrer Staatsbevölkerung als „Volk“ zurücknehmen und eine interne Differenzierung zwischen einer leistungsfähigen und einer weniger leistungsfähigen, peripheren Bevölkerung etablieren. Migranten fallen unter beide Kategorien und indizieren damit die Problematik, dass strittig ist, welche Kriterien zukünftig konstitutiv der Loyalitäts- und Leistungsbeziehung zwischen Staaten und ihren Bevölkerungen zugrunde gelegt werden, wenn Staaten Migranten nicht nur abwehren, sondern zugleich umwerben, um den leistungsfähigen Teil ihrer Bevölkerung zu erhöhen.

IV.

Die Migrationsforschung bestimmt üblicherweise als ihren Gegenstand die Untersuchung der Folgen von Migration im Einwanderungs- und Auswanderungskontext. Die Systemtheorie hält dazu an, diese Kontexte im Hinblick auf Systemreferenzen zu spezifizieren. Für die Untersuchung der Inklusionschancen von Migranten und ihrer Karrieren als kumulatives Resultat der Geschichte ihrer Inklusionen bedeutet dies, den Blick nicht ausschließlich oder vorrangig auf die Eigenschaften der Migranten als ihre individuellen Inklusionsvoraussetzungen zu richten, sondern die systemspezifischen Strukturbedingungen zu untersuchen, unter denen Migration bzw. Migranten und ihre Ausstattungen zur Geltung kommen.

So bilden zum Beispiel Organisationen als rekursive Entscheidungszusammenhänge je organisationsspezifische Traditionen aus. Daher ist zu untersuchen, in welcher Weise etwa politische Verwaltungen (dazu Bommes 2003d) oder Organisationen des Erziehungssystems in der Bearbeitung ihrer Problemstellungen selbst einen Spielraum in der Festlegung dessen haben, was jeweils ein Migrant ist, was im jeweiligen Falle das administrativ oder erzieherisch relevante Problem ist, mit welchen Mitteln darauf zu reagieren ist usw. Wie immer solche Organisationen diesen Spielraum ausfüllen, systematisch bedeutsam ist, dass sie in der Ausfüllung solcher Spielräume vor allem ihre eigenen Probleme lösen. Mit dem Weiterreichen, dem Verschieben oder der Lösung ihrer je eigenen Probleme der Entscheidung definieren sie, was für ein Problem Migration, was die daraus resultierenden politischen oder erzieherischen Folgen sind, wie vor diesem Hintergrund mit Migranten zu verfahren ist, welche Positionen ihnen zugewiesen werden und ob sie teilnehmen können oder nicht.

Auf zwei Implikationen dessen sei hier abschließend hingewiesen: 1) Migration bezeichnet sozial nicht eine Art „Kompaktereignis“, das sich in den sozialen Auswirkungen auf die Sozialstrukturen von Gesellschaft manifestiert. Die Lebenswirklichkeit von Migranten ist wie die aller übrigen Individuen auch durch die gewissermaßen täglich neu zu

gewährleistende Teilnahme an den *differenzierten* Strukturen von Gesellschaft bestimmt, was mit der Ganzheitlichkeit der Problemformulierung „Soziale Integration in die Gesellschaft“ eher verstellt ist. Migration und soziale Teilnahme gelingen bzw. misslingen politisch, ökonomisch, rechtlich, erzieherisch, gesundheitlich etc. auf je verschiedene Weise, führen in verschiedenen Kombinationen zu je unterschiedlichen Ergebnissen und sind mit je anderen Problemstellungen und Reaktions- und Verarbeitungsmodi in den verschiedenen Teilbereichen verknüpft. Versteht man wie dargelegt internationale Migration in der modernen Gesellschaft formal als eine Form der sozialen Mobilität zur Realisierung von Teilnahmechancen an den für die Lebensführung relevanten Teilbereichen der modernen Gesellschaft, dann gelingt Migranten diese Realisierung in unterschiedlichem Ausmaß, abhängig von ihren individuellen Voraussetzungen und von den politisch, rechtlich, ökonomisch, erzieherisch, religiös usw. differenzierten Rezeptionsstrukturen von Gesellschaft. In diesen verschiedenen Bereichen wird – auf durchaus unterschiedliche Weise – im Verlauf von Migrationsprozessen festgelegt, welche Art von Problemstellungen Migration unter politischen, rechtlichen, ökonomischen usw. Gesichtspunkten bezeichnet und wie diese zu bearbeiten ist. Allgemein gesprochen: Die je gegeneinander variierenden sozialen Teilnahmeoptionen von Migranten an den differenzierten Sozialstrukturen von Gesellschaft, die verschiedenen Kombinationsformen sind in ihren Auswirkungen sowohl auf diese Sozialstrukturen wie auf den Verlauf der sozialen Inklusionskarrieren von Migranten zu untersuchen.

2) Von hier aus lässt sich zugleich die Problemstellung der Integration auf eine andere Weise wieder aufnehmen. Die Forschung zur Integration und Assimilation von Migranten hat gezeigt, dass das Eindringen von Migranten in die Verteilungsstrukturen der modernen Gesellschaft und die damit verbundenen strukturierten Ungleichheitsverhältnisse, die in den reicheren Ländern nach wie vor stark nationalstaatlich indexiert sind, eine weitgehend regelmäßige Struktur besitzt und dass die Assimilationsverhältnisse daher relativ fest gekoppelt oder auch integriert sind: Die Migrationsforschung hat in ihrer Geschichte unter Assimilation nicht immer genau das Gleiche verstanden. Generell aber hat sie ein mehr oder weniger starkes Entsprechungsverhältnis zwischen den von ihr unterschiedenen Dimensionen der Assimilation angenommen.¹⁶

Die jüngere Transnationalismus-Forschung kann man im Kern¹⁷ als eine empirische Infragestellung der These der nationalstaatlich vermittelten strikten Kopplung oder Integration zwischen den verschiedenen Assimilationsformen verstehen. Mit der Behauptung der Ausdehnung transnationaler Beziehungen wird darauf hingewiesen, dass soziale Systeme, an denen Individuen teilnehmen, nicht nationalstaatlich eingehegt sind.¹⁸ Entsprechend kann auch die Lebensführung von Individuen mehr oder weniger dauerhaft staatsgrenzenübergreifend orientiert sein: Dies kann wieder die verschiedensten Bereiche wie die Familie, Bildung, Gesundheit, Ökonomie oder Politik betreffen. Im Beispiel: Migranten können im Einwanderungskontext arbeiten, um das Geld im Herkunftskontext zu investieren, die Familie zu versorgen und sich dort in lokale oder nationale politische Projekte

einzumischen. Sie können als erfolgreiche Migranten Geld in der Herkunftsregion investieren und entsprechende Industrien aufbauen wie im Fall indischer IT-Spezialisten. Diese transnationalen Formen der Lebensführung kommen in unterschiedlichen Kombinationen auf der Basis unterschiedlicher Ressourcenverfügung von Migranten und in unterschiedlichen sozialen Kontexten vor (für viele Hunger 2000, Levitt 2001, Müller-Mahn 2000, Singhanetra-Renard 1992). Vor diesem Hintergrund ist die zentrale Aussage des Transnationalismus im Grunde: Empirisch ist im Prozess fortschreitender Globalisierung und unter Bedingungen des Transnationalismus eine Entkopplung oder auch Desintegration der verschiedenen Assimilationsformen zu beobachten und es entstehen neue Variationsmöglichkeiten zwischen ihnen. Der nationalstaatliche Bezugsrahmen verliert für die Integration, d. h. die Einschränkung des Variationsspielraums der Assimilationsformen an Bedeutung. Systemtheoretisch kann diese Kontroverse als Frage nach dem Zusammenhang zwischen der differenzierten Strukturentwicklung der verschiedenen Teilsysteme der modernen Gesellschaft und der mehr oder weniger starken Integration der Inklusionskarrieren von Migranten in diesen Systemen sowie der darüber vermittelten Zugänge zu sozialen Ressourcen konzeptualisiert werden.

Insgesamt erlaubt das Analysepotential der Systemtheorie also, Wanderungen als soziale Phänomene differenziert im Hinblick auf die sozialen Systeme, in denen sie relevant werden, zu untersuchen. Entsprechend ist zu unterscheiden, ob empirische Analysen von Migration und ihren Folgen auf der Ebene von Funktionssystemen, Organisationen oder Interaktionen angesiedelt sind. Anstelle der Untersuchung von Wanderungen als „Wechsel in eine andere Gesellschaft“ (Treibel 1999, 21) ermöglicht die Unterscheidung von Systemreferenzen die Erforschung von Migration in der Weltgesellschaft auf unterschiedlichen Ebenen: die Versuche von Migranten, Inklusionschancen in Funktionssystemen und ihren Organisationen durch geographische Mobilität zu realisieren; die je differenzierten ökonomischen, politischen, rechtlichen oder erzieherischen Folgen dieser Versuche; die Organisationsbildungen, die daraus in Ausgangs- und Zielregionen resultieren; und schließlich die Veränderung von Interaktionsstrukturen, die, festgemacht an der Beobachtung diskrepanter Kommunikationsformen und Erwartungsstrukturen, in der Migrationsforschung als Kulturdifferenz oder Problematik interkultureller Beziehungen registriert werden.

Anmerkungen

- 1 Die Migrationsforschung reklamiert zugleich, interdisziplinär ausgerichtet zu sein. Dabei bleibt aber vielfach ganz unklar, worin zum einen ihr je disziplinär spezifischer Beitrag besteht und was zum anderen das Inter- genau bezeichnet. Definierend scheint die übergreifend geteilte normative Übereinstimmung hinsichtlich der (politischen) Bedeutung der Problemstellungen von Integration, Ungleichheit und Konflikt zu sein.
- 2 Was jeweils mit sozialer Integration und Ungleichheit im einzelnen gemeint ist, bedarf daher angesichts des Wertecharakters keiner allzu genauen Bestimmung.

- 3 Jenseits der Plausibilität von Alltagsbeispielen wird nicht ersichtlich, welche Sozialstruktur operational mit einem Sozialraum bezeichnet ist, warum damit ein geeigneter übergreifender Bezugsrahmen für die Analyse von Migration und ihren sozialstrukturellen Implikationen (anstelle eines nationalstaatlichen Gesellschaftsbegriffs) gewonnen sein soll und was analytisch die „vier Dimensionen sozialräumlicher Inkorporation“ (ökonomisch, sozial, kulturell, politisch) jenseits der Reklamation des ganz „Eigenen und Neuen“ genau unterscheiden; vgl. Pries in diesem Band. Im einzelnen dazu genauer Bommes 2003a.
- 4 Die politische Seite bleibt hier unberücksichtigt; es ist aber auffällig, dass die oftmals anzutreffende Präferenz der Migrationsforscher für Integration und Gleichheit in den letzten Jahren auf eine gewisse politische Ungeduld stößt (dazu Luft 2003). Dafür gibt es viele, nicht nur in der wissenschaftlichen Praxis der Migrationsforschung liegende Gründe, sie sind aber sicher auch darin zu suchen, dass oftmals nicht deutlich unterschieden worden ist zwischen wissenschaftlichen und politisch normativen Aussagen.
- 5 Für die Ungleichheitsforschung hat Geißler (1996) diesen normativen Orientierungsrahmen der Ungleichheitsforschung in Auseinandersetzung mit der Debatte über sog. neue Ungleichheiten in Erinnerung gerufen – und die Position von Migranten in den Verteilungsverhältnissen der Bundesrepublik wird dann zum systematischen Indiz für gesteigerte Ungleichheitsverhältnisse, wenn sie nicht mehr als vorübergehend betrachtet werden kann.
- 6 Es blieb der PISA-Studie überlassen, darauf hinzuweisen, dass der Erfolg von Migrantenkinder im Bildungssystem stark von der Struktur der jeweiligen nationalen Organisationsformen abhängt. Welche Schlussfolgerungen daraus in der Bildungs- und Migrationsforschung zu ziehen sind, ist umstritten, aber jedenfalls liegt damit ein Blick auf den Zusammenhang von Migration, Organisationsformen des Bildungssystems und ihre sozialen Effekte nahe.
- 7 Das nachfolgende ist die erweiterte und überarbeitete Fassung eines Textes, der in der Schweizerischen Zeitschrift für Politikwissenschaft erschienen ist (Bommes 2001b).
- 8 Dabei kommt es nicht so sehr auf terminologische Differenzen, sondern auf die systematische Bedeutung begrifflicher Unterscheidungen an. Die Art und Weise, in der die Integrations- und Assimilationsproblematik in Arbeiten von Autoren gefasst ist, die, sei es assimilationstheoretisch, sei es mit Bezug auf neue transnationale Bedingungen der Integration argumentieren, sowie ihre Differenzen und Übereinstimmungen lassen sich in dem nachfolgend erläuterten Bezugsrahmen systematisch transparent machen; vgl. dazu Bommes 2003a.
- 9 Als Gesellschaftsstrukturen sind im Prinzip alle Handlungs- bzw. Kommunikationsstrukturen zu betrachten, sofern jede Handlung oder Kommunikation in ihrer spezifischen Ausprägung immer auch der Vollzug, der Ablauf von Gesellschaft und damit verbunden die Etablierung einer Erwartung im Hinblick auf das ist, was als Nächstes geschehen kann. In der Soziologie ist jedoch mit der Bezeichnung Sozialstruktur der

- Gesellschaft bzw. Gesellschaftsstruktur üblicherweise mehr gemeint, nämlich die Identifikation von primären Strukturen oder Differenzen, die weitere Struktur- oder Differenzbildungen ermöglichen und beschränken. Der Terminus Differenzierungsform bezeichnet in differenzierungstheoretischer Perspektive seit Marx, Weber und Durkheim diese primären Strukturen (Schimank 1996). In Konkurrenz dazu steht eine Auffassung, die die Verteilungsstruktur einer Gesellschaft und die daraus resultierenden Sozialstrukturen (Klassen- oder Schichten) als primäre Differenzierungsform zugrundelegt (Schwinn 1998). Zu den damit verbundenen Problemen und sowie genauer zu der Frage, worin die Grenzen des Sozialstrukturkonzepts der Ungleichheitsforschung auch in Bezug auf ihre eigene Fragestellung liegen vgl. Bommes 2001a.
- 10 Aus der Perspektive von Individuen geht es um Sozialisation, den Strukturaufbau psychischer Systeme durch Teilnahme an Kommunikation.
 - 11 In diesem Sinne ist Assimilation in der modernen Gesellschaft für alle Individuen alternativlos.
 - 12 Dazu gehören zum Beispiel die Ausdehnung moderner Verbreitungsmedien und die weltweite Verdichtung eines kostengünstigen Transportnetzes, die Entstehung von Kommunikationsnetzwerken vermittelt Kettenwanderungen und die dadurch veränderten Erwartungen legitimer Inanspruchnahmen von Individuen. Diese werden dadurch mit Wanderung als Zumutung (z. B. durch die Realisierung unvertrauter Inklusionschancen auf fernen Arbeitsmärkten die familiären Existenzgrundlagen zu sichern) und als Chance (sich eben dadurch den familiären Inanspruchnahmen zu entziehen) konfrontiert. Zu den dadurch ausgelösten Ambivalenzen vgl. bereits Thomas/Znaniecki 1958 (1918/21).
 - 13 Migrationen finden sich in jeder Gesellschaft, sind aber abhängig von der primären Differenzierungsform anders strukturiert. In ständischen Gesellschaften sind die Individuen und ihre sozialen Möglichkeiten über Inklusion, über Abstammung vermittelte ständische Zugehörigkeit definiert. Dies reguliert auch ihre Migrationsmöglichkeiten als Handwerker, Student oder Pilger und macht gerade darum die Migration der Exkludierten, der Armen, Bettler und Vagabunden zur Bedrohung (Bommes 1999, 58 ff.).
 - 14 An dem politisch aktuellen Beispiel der sog. Greencard und ihrem vermeintlichen Fehlschlag kann man dabei zeigen, dass die internationale Migration von Computerspezialisten sich zu weiten Teilen als Migration auf der Basis von Organisationsmitgliedschaft vollzieht. Sie bezeichnet ein Problem der Möglichkeit der flexiblen Verwendung von Personal in global operierenden Unternehmen und ist daher auch zu weiten Teilen nicht mit den üblichen Problemen verknüpft, die die Migrationsforschung als Probleme der sozialen Integration untersucht, da diese Unternehmen die Flexibilität ihres Personals durch die Gewährleistung der entsprechenden sozialen Randbedingungen wie den Zugang von Familienmitgliedern zu Erziehung, Gesundheit etc. ermöglichen. Diese Form der internationalen Migration auf der Basis von

Organisationsmitgliedschaft lässt sich hier als Teil der Globalisierung von Unternehmen unter den spezifischen Bedingungen der Ausbildung und Rekrutierung des Personals im IT-Bereich begreifen; vgl. dazu genauer Kolb 2003, Kolb/Hunger 2003.

- 15 Das weiß jeder Asylbewerber, der, wenn er das administrative Verfahren zur Überprüfung seines Asylanspruchs bestehen will, sorgfältig die kommunizierten Motive im Hinblick auf ihre Anschlußfähigkeit von möglichen anderen Motiven trennen muß.
- 16 Kognitive, strukturelle, soziale und identifikative Assimilation; vgl. Esser 1980 im Anschluss an Gordon. Dies ist auf den ersten Blick plausibel: Wer mehr kognitive Voraussetzungen mitbringt, wird differenziertere Rollenanforderungen erfüllen können. Wer eine sichere und mehr oder weniger gut bezahlte berufliche Position inne hat, wird leichter Zugang zu Gesundheit, Bildung, Recht und Politik haben, mehr soziale Anerkennung finden und eher soziale Kontakte in diesem Umfeld eingehen können. Und wer sich in solchen sozialen Kontexten bewegt, kann wiederum entsprechende kognitive Strukturen aufbauen usw. Entsprechend verhält es sich umgekehrt: Es erscheint unwahrscheinlich, dass man in einem engen ethnischen Milieu kognitive Voraussetzungen erwirbt, derer man bedarf, um die Anforderungen der Schule zu erfüllen oder um beruflich erfolgreich zu sein und entsprechend für attraktive, gut bezahlte Positionen in Organisationen rekrutiert zu werden. Ausgehend davon ist es ebenfalls unwahrscheinlich, dass man Zugang zu entsprechenden sozialen Netzwerken, Freundschaftsbeziehungen oder Vereinen findet oder sich anderen Zusammenhängen zugehörig fühlt als dem eigenen engen Milieu. Beides – die erfolgreiche Assimilation an die Erwartungen sozialer Systeme ebenso wie ihr Ausbleiben – scheint einen hohen selbststabilisierenden Charakter zu besitzen.
- 17 Und jenseits ihrer theoretischen Unklarheiten.
- 18 Davon geht die Theorie der funktionalen Differenzierung ohnehin aus und ist deshalb als Theorie der Weltgesellschaft konzipiert (Stichweh 2000).

Literatur

- Auernheimer, Georg 2003: Einführung in die interkulturelle Pädagogik. Darmstadt.
- Bommes, Michael 1999: Migration und nationaler Wohlfahrtsstaat. Ein differenzierungstheoretischer Entwurf. Wiesbaden.
- Bommes, Michael 2001a: Organisation, Inklusion und Verteilung. Soziale Ungleichheit in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Veronika Tacke (Hg.): Organisation und gesellschaftliche Differenzierung. Wiesbaden. S. 236- 258.
- Bommes, Michael 2001b: Migration in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 7/2. S. 108-116.
- Bommes, Michael 2003a: Der Mythos des transnationalen Raumes. Oder: Worin besteht

- die Herausforderung des Transnationalismus für die Migrationsforschung? In: Uwe Hunger, Dietrich Thränhardt (Hg.): Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat. Leviathan-Sonderheft 2003 (im Erscheinen).
- Bommes, Michael 2003b: Zur Bildung von Verteilungsordnungen in der funktional differenzierten Gesellschaft – erläutert am Beispiel „ethnischer Ungleichheit“ von Arbeitsmigranten. In: Thomas Schwinn (Hg.): Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verbindung. Konstanz (im Erscheinen).
- Bommes, Michael 2003c: Migration, the Shrinking Inclusive Capacity of the National Welfare State and the Deregulation of Identity Formation. In: Grete Brochmann (Hg.): Comparative Studies of Power Relations and Citizenship in Multicultural Societies. Sonderheft von „Comparative Social Research“. Oslo. S. 43-67.
- Bommes, Michael 2003d: Die politische „Verwaltung“ von Migration in Gemeinden. In: Jochen Oltmer (Hg.): Migration steuern und verwalten. Deutschland vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Osnabrück. S. 459- 480.
- Bommes, Michael, Andrew Geddes 2000 (Hg.): Welfare and Immigration: Challenging the borders of the Welfare State. London.
- Bommes, Michael, Jost Halfmann 1998 (Hg.): Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten. Theoretische und vergleichende Untersuchungen. Osnabrück.
- Castles, Stephen 1987: Migration und Rassismus in Westeuropa. Berlin.
- Castles, Stephen, Godula Kosack 1973: Immigrant Workers and Class Structure in Western Europe. London.
- Dohse, Knuth 1981: Ausländische Arbeiter und bürgerlicher Staat. Genese und Funktion von staatlicher Ausländerpolitik und Ausländerrecht. Vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik Deutschland. Königsstein i. Ts.
- Esser, Hartmut 1979: Arbeitsmigration und Integration: sozialwissenschaftliche Grundlagen. (= Materialien zur Arbeitsmigration und Ausländerbeschäftigung, 4). Königstein i. Ts.
- Esser, Hartmut 1980: Aspekte der Wanderungssoziologie. Neuwied.
- Faist, Thomas 1995: Social Citizenship for Whom? Young Turks in Germany and Mexican Americans in the United States. Aldershot.
- Geißler, Rainer 1996: Die Sozialstruktur Deutschlands. Opladen.
- Hammar, Thomas 1985 (Hg.): European Immigration Policy. A Comparative Study. Cambridge.
- Herbert, Ulrich 2000: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. München.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1973: Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz. Stuttgart.
- Hunger, Uwe 2000: Temporary Transnational Labour Migration in an Integrating Europe: the Challenge to the German Welfare State. In: Michael Bommes, Andrew Geddes (Hg.), S. 189-208.

- Kolb, Holger 2003: Pragmatische Routine und symbolische Inszenierungen – zum Ende der „Green Card“. In: Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik, 7. S. 231-235.
- Kolb, Holger, Uwe Hunger 2003: Von staatlicher Ausländerbeschäftigungspolitik zu internationalen Personalwertschöpfungsketten? In: WSI Mitteilungen, 4. S. 251-256.
- Körner, Helmut 1976: Der Zustrom von Arbeitskräften in die Bundesrepublik Deutschland 1950-1972. Auswirkungen auf die Funktionsweise des Arbeitsmarktes. Frankfurt/M., München.
- Levitt, Peggy 2001: The Transnational Villagers. Berkeley.
- Luft, Stefan 2003: Mechanismen, Manipulation, Mißbrauch. Ausländerpolitik und Ausländerintegration in Deutschland. Köln.
- Luhmann, Niklas 1989: Individuum, Individualität, Individualismus. In: Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 3. Frankfurt/M. S. 149-258.
- Miles, Robert, Dietrich Thränhardt 1995 (Hg.): Migration and European Integration. The Dynamics of Inclusion and Exclusion. London.
- Müller-Mahn, Detlef 2000: Ein ägyptisches Dorf in Paris. Eine empirische Studie zur Süd-Nord-Migration am Beispiel ägyptischer „Sans-papiers“ in Frankreich. In: IMIS-Beiträge, 15. S. 79-110.
- Sassen, Saskia 1988: The Mobility of Labour and Capital. A Study in International Investment and Labour Flow. Cambridge.
- Schimank, Uwe 1996: Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. Opladen.
- Schrader, Achim, Bruno W. Nikles, Hartmut M. Griese 1976: Die zweite Generation. Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik Deutschland. Kronberg.
- Schwinn, Thomas 1998: Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion In: Zeitschrift für Soziologie, 27. S. 3-17.
- Singhanetra-Renard, Anchalee 1992: The Mobilization of Labour Migrants in Thailand: Personal Links and Facilitating Networks. In: Mary M. Kritz et al. (Hg.): International Migration Systems: A Global Approach. Oxford. S. 190-204.
- Stichweh, Rudolf 1988: Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. In: Renate Mayntz et al. (Hg.): Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme. Frankfurt/M., New York. S. 261-293.
- Stichweh, Rudolf 2000: Die Weltgesellschaft: Soziologische Analysen. Frankfurt/M.
- Thomas, William I., Florian Znaniecki (1958): The Polish Peasant in Europe and America. New York (zuerst 1918/1921).
- Treibel, Annette 1999: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim, München.
- Weick, Karl E. 1985: Der Prozess des Organisierens. Frankfurt/M.

Christoph Scheuplein ■

Der Paradigmenwechsel als große Erzählung

Die Wirtschaftsgeographie ist seit einigen Jahren auf der Suche nach einem neuen theoretischen Bezugsrahmen. Harald Bathelt und Johannes Glückler haben nun ein Lehrbuch vorgelegt (Harald Bathelt, Johannes Glückler: Wirtschaftsgeographie. Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive. Stuttgart 2002. 319 S.) in dem die neuen Ansätze und Themen systematisch verknüpft werden sollen. Es ist ein theoretisch hochinformatives, mit vielen praktischen Beispielen ausgestattetes und über eine breite Themenpalette reichendes Buch entstanden. Gegenüber den im deutschen Sprachraum auf dem Markt befindlichen Angeboten weist es damit in vielen Punkten Vorteile auf. Es wird, diese Prognose kann man heute schon ohne Gefahr abgeben, in den nächsten Jahren einen hohen Einfluß im wirtschaftsgeographischen Lehrbetrieb ausüben. Im Folgenden sollen zwei Punkte im Vordergrund stehen, mit denen B/G die Diskussion über das wirtschaftsgeographische Selbstverständnis prägen möchten: Erstens präsentieren sie den Stoff der (neuen) Wirtschaftsgeographie entlang einer Unterteilung in Paradigmen. Zweitens offerieren sie eine nähere Bestimmung des von ihnen präferierten neuen Paradigmas der „relationalen Wirtschaftsgeographie“.

Inhaltlicher Überblick

Zunächst sei ein kurzer Überblick über den Gang der Argumentation von B/G gegeben. Der erste Teil „Wirtschaftsgeographische Grundperspektiven“ beginnt im *ersten Kapitel* mit dem Vorschlag einer paradigmaorientierten Darstellung. Paradigmen werden in Anlehnung an Thomas Kuhn als sozial vermittelte Forschungsrichtungen verstanden, die gleiche Fragestellungen, theoretische Begriffe und empirische Methoden teilen. B/G unterscheiden drei Paradigmen der Geographie – als „Länderkunde“, „Raumwissenschaft“ und „Akteurwissenschaft“ – denen jeweils drei wirtschaftsgeographische Paradigmen zugeordnet werden können. B/G sehen eine Wirtschaftsgeographie innerhalb der Länderkunde, die nach der quantitativen Revolution der 1960er Jahre durch die Raumwirtschaftslehre abgelöst wurde. Mit dem Beginn der 1980er sehen B/G eine sozialtheoretische Revolution einsetzen, die laut B/G auf „die Beobachtung und Erklärung zeitlich und räumlich situierter ökonomischen Handelns“ zielt, „um kontextabhängig institutionalisierte und somit

in räumlicher Perspektive lokalisierbare, ungleich verteilte ökonomische Beziehungen zu erfassen“ (33). Eingehender bestimmt wird das neue Paradigma von B/G in Hinsicht auf das Raumkonzept, das Handlungskonzept, die wissenschaftstheoretische Grundperspektive und das Forschungsziel (34/35). Anschließend schlagen B/G einen „Bezugsrahmen“ für die Wirtschaftsgeographie vor. Es handelt sich um die vier Begriffe Organisation, Evolution, Innovation und Interaktion, die als „Ionen der relationalen Wirtschaftsgeographie“ (36) betitelt werden.

Im *zweiten Kapitel* werden „geographische und ökonomische Grundbegriffe“ eingeführt. Dies umfaßt positionale Raumkonzepte (Raum, Region, Territorium und Standort), relationale Raumkonzepte (Distanz und Nähe) sowie einige wirtschaftswissenschaftliche Grundbegriffe (Bedürfnis, Produktionsfaktoren).

In Teil II „An den Grenzen raumwirtschaftlichen Denkens“ wird vorwiegend der bekannte Stoff der „Raumwirtschaftstheorie“ präsentiert. Dies meint neben den räumlichen Wachstumstheorien (*Kapitel 3*) die Raumstrukturtheorien (*Kapitel 4 und 5*). Neuere Theorieelemente sind vor allem die von Paul Krugman begründete „New Economic Geography“ sowie Michael Porters Ansatz der nationalen Wettbewerbsvorteile.

Im Teil III „Zu einer relationalen Wirtschaftsgeographie“ entwickeln B/G die Perspektive einer relationalen Wirtschaftsgeographie, in dem sie den Bezugsrahmen der vier „Ionen“ genauer ausführen. Im *sechsten Kapitel* „Organisation“ werden die Transaktionskostentheorie, Embeddedness- und Netzwerk-Ansätze, unternehmensorganisatorische Aspekte sowie der Industriedistrikt- und der Milieu-Ansatz behandelt. Das *siebte Kapitel* „Evolution“ stellt zuerst die evolutionäre Ökonomie und die Organisationsökologie vor, diskutiert dann Unternehmensgründungen aus evolutionärer Sicht und erläutert das Konzept der geographischen Industrialisierung. Das *achte Kapitel* ist dem „technologischen und gesellschaftlichen Wandel“ gewidmet und greift dabei „Innovation“ und „Interaktion“ gemeinsam auf. Referiert werden die Produktzyklustheorie, evolutionsökonomische Überlegungen, die Theorie der Langen Wellen und die Regulationstheorie. Damit endet die Darstellung des theoretischen Instrumentariums. Mit dessen Hilfe wird abschließend im *neunten Kapitel* ein thematisches Feld, die Globalisierung, erschlossen.

Ökonomie und Raum

B/G gehen bei ihrer Begründung eines Paradigmawechsels in der Wirtschaftsgeographie von einer zentralen und inzwischen auch breit geteilten Auffassung aus: Die paradigmatischen Möglichkeiten der Wirtschaftsgeographie, so stellen sie fest, kreisen stets „um das Verhältnis von bestimmten Gegenstandsbereichen zum Raum“ (17). Entscheidend sei die theoretische Bestimmung dieser Gegenstandsbereiche, so daß „über geographische Phänomene geographie-extern nach Lösungen zu suchen ist“ (B/G: 22). Es könnte nun erwartet werden, daß die Autoren sich zuerst um eine genauere Bestimmung des Gegenstandsbereichs „Wirtschaft“ bemühen. Hier aber halten B/G eine Überraschung bereit. Als

begriffliches Fundament im zweiten Kapitel präsentieren sie das Einmaleins mikroökonomischer Lehrbücher: Güterproduktion wird als Bedürfnisbefriedigung verstanden (50), ökonomisches Handeln als gleichgewichtsorientierter Ausgleich von Angebot und Nachfrage (51) und die Produktionsfaktorentheorie soll die Organisation des wirtschaftlichen Prozesses erklären (52-58). Wie kann man mit diesem neoklassischen „Grundwortschatz“ (43) wirtschaftsgeographischen Denkens, wie ihn B/G nennen, ein nicht-neoklassisches Modell wirtschaftlichen Handelns ausdrücken?

Die Autoren benennen im Folgenden zwar viele richtige Kritikpunkte an der neoklassischen Theorie, unter anderem aus wissenschaftstheoretischer und empirischer Sicht, kehren jedoch letztlich immer wieder zu diesem Modell ökonomischen Handelns zurück. Zum neoklassischen Wachstumsmodell heißt es beispielsweise, daß es die „Immobilitäten und natürliche Barrieren“ sowie die „institutionellen Barrieren“ (69) nicht berücksichtige. Hier wird zwar die Beschränktheit bzw. empirische Irrelevanz der neoklassischen Gleichgewichtstheorie richtigerweise kritisiert, aber ein alternatives Modell, in dem die genannten Barrieren positiv als *Bestimmungsgründe* des ökonomischen Prozesses gefaßt werden, können B/G nicht formulieren. Bei allen rhetorischen Distanzierungen von der neoklassischen Theorie wird von ihnen eine inhaltliche Distanzierung im Gegenstandsbereich „Wirtschaft“ nur scheinbar vorgenommen.

Was aber ist dann die Leitdifferenz ihrer Paradigmenunterscheidung der Wirtschaftsgeographie? Sie wird von B/G im *Raumverständnis* selbst, bzw. dem Verhältnis des „Ökonomischen“ zum „Raum“ gesehen. Die „Auffassung des Begriffs Raum sowie die Beziehung von Raum und Wirtschaft“ (18) sei verantwortlich für unterschiedliche Theoriekonstruktionen. Das raumwirtschaftliche Paradigma, so führen B/G hier ihre Kritik, habe soziale Tatbestände „auf den Raum reduziert und gleichsam Theorie frei behandelt“ (22). Statt dessen müsse die Erklärungsrichtung zwischen dem Raum und dem Ökonomischen umgedreht werden.

Die kopernikanische Wende in der Wirtschaftsgeographie, die B/G angekündigt haben, hat also zunächst ein paradoxes Ergebnis: Die paradigmatische Wende wird gegenstandsextern in der Forderung nach einem neuen Raumverständnis gesehen, die (neoklassischen) Grundbestimmungen des Gegenstandsbereichs Wirtschaft bleiben dagegen unangetastet.

Eine sozialtheoretische Revolution?

Wodurch soll statt dessen die Inversion der Erklärungsrichtung zwischen Raum und Ökonomie bewerkstelligt werden? Hierzu ist das von B/G gewählte „sozialtheoretisch informierte Programm“ (33) der Wirtschaftsgeographie näher zu betrachten. Er wird zunächst durch fünf Differenzen zur Raumwirtschaftstheorie konstruiert. Zwei dieser Differenzen habe ich bereits erwähnt, den Abschied vom Raum als Explanans sowie die Wahl der ökonomischen Beziehungen zum eigentlichen Forschungsgegenstand. Drittens wird dem methodologischen Individualismus der Neoklassik ein „relationaler“, d. h. sozial

kontextualisierter Handlungsbegriff entgegengesetzt. Viertens wird eine wissenschaftstheoretische Anbindung an den kritischen Realismus vorgeschlagen. Fünftens, und dies scheint die bisherigen Unterschiede noch einmal zusammenzufassen, ist das Forschungsziel die Untersuchung der Prinzipien des sozioökonomischen Austauschs in räumlicher Perspektive.

Anschließend streben B/G eine positive Bestimmung der relationalen Wirtschaftsgeographie an. Hier verweisen sie auf drei Konsequenzen, die aus ihrem Begriff des relationalen Handelns folgen: Handeln ist stets kontextuell, pfadabhängig und kontingent (36). Hieran schließen sie ihren „Bezugsrahmen“ der relationalen Wirtschaftsgeographie an, der aus den vier „Dimensionen“ der Organisation, Evolution, Innovation und Interaktion besteht. Entlang dieser „Dimensionen“ werden relevante Aspekte bei der Untersuchung räumlicher Strukturen aufgezählt.

Der sozialtheoretisch zentrale Punkt scheint mir B/Gs „relationale Konzeption des Handelns“ zu sein, die zu einer Statusvariation des Ökonomischen führt. Zunächst plädieren B/G für eine Ergänzung der wirtschaftswissenschaftlichen durch „sozialwissenschaftliche Ansätze“ (28). Dies wird im weiteren zu einer Klärung des Verhältnisses zwischen Ökonomie und Sozialem ausgeweitet. Während B/G an einigen Stellen auf die Sozialität des Ökonomischen verweisen, treten Soziales und Ökonomisches in anderen Passagen als unterschiedliche Gegenstandsbereiche auseinander. So sehen B/G das „Ökonomische und Soziale als gleichwertige, eng aufeinander bezogene Dimensionen“ (11), und machen so deren prinzipielle *Andersartigkeit* deutlich. Diese Andersartigkeit macht jedoch eine Verknüpfung notwendig: „Ökonomisches Handeln ist nicht abstraktes Handeln, sondern vollzieht sich als soziales Handeln in konkreten Strukturen zeitlich fortdauernder Beziehungen“ (34). B/G deuten das „Ineingreifen“ (11) als Konkretion des Ökonomischen im Medium des Sozialen. Diesen abgestuften Zusammenhang von Abstraktheit und Konkretheit nicht verstanden zu haben, werfen sie der Raumwirtschaftstheorie vor, so etwa in der Kritik der industriellen Standorttheorie (134).

Bei B/G scheinen sich somit die Ökonomie als die abstrakte Zweck-Mittel-Relation und das Soziale als die Vielfalt konkreter menschlicher Beziehungen voneinander zu unterscheiden und wechselseitig einander zu bedürfen. Diese Gegenüberstellung von abstrakter Ökonomie und konkreter Gesellschaftlichkeit muß verwundern. Die wissenschaftliche Soziologie konstituierte sich gerade unter Beachtung der Komplexität und funktionalen Ausdifferenzierung. Dagegen scheinen B/G einen direkten Zugang zum bunten Leben, sprich zum „konkreten Kontext“ (35) der Akteure zu sehen. Diese Qualität der „Konkretheit“ sozialer Strukturen wird von den Autoren wieder und wieder betont (z. B. 155, 160), ja, das „Soziale“ entsteht erst durch die Konkretion: Dort, wo handelnde Menschen sich Auge in Auge gegenüber treten, entstehen soziale Situationen. Man braucht kein Anhänger des Strukturfunktionalismus zu sein, um dies für eine Naivität zu halten.

Wie setzen die Autoren diese Perspektive theoretisch um? Der „Kontext“ wird mit der Granovetterschen Embeddedness-Theorie näher illustriert. Die einbettenden sozialen

Institutionen scheinen die Handlungsmotive des „wirtschaftlichen Handelns“ zu restringieren und zu korrigieren, selbst aber von der Abstraktheit moderner Gesellschaften unbehelligt zu bleiben. Soziales wird hier gedacht als jenseits der ökonomischen Dynamik stehendes Residuum, als eigensinnige, schutzbedürftige Lebenswelt. Die kühle ökonomische Rationalität wird hier mit etwas ganz Fremdem, Undurchschaubarem konfrontiert. So weisen B/G beispielsweise darauf hin, daß die Kalküle des homo oeconomicus relativiert werden durch den breiteren Motivhaushalt „nicht-ökonomischer Ziele“ (25). Die Kalküle und Handlungslogiken der sozialen Akteure können hier nur statisch, als „Bett“ der agierenden Ökonomie thematisiert werden. Tatsächlich greifen aber die wirtschaftlich Handelnden von Unternehmerstammtischen, ethnischen Ökonomien oder Dienstleistungsnetzwerken auf soziale Ressourcen zurück, deren Genese und Eigengesetzlichkeit nicht vom Abstraktionsniveau der umgebenden Gesellschaft zu trennen ist. Die „konkreten“ Codes, mit denen Netzwerkteilnehmer „Vertrauen“ oder „Sozialkapital“ erzeugen und reproduzieren, sind selbst Produkt und Produktionsbedingung der „abstrakten“ gesellschaftlichen Zusammenhänge. Kurzum, die von B/G gewählte Verknüpfung von Sozialem und Ökonomischen droht den wirtschaftsgeographischen Gegenstand auf die Untersuchung personaler Verhältnisse zu verkürzen.

Das Rahmenkonzept der relationalen Wirtschaftsgeographie

Im nächsten Schritt möchte ich beobachten, ob die vier Dimensionen des Bezugsrahmens, dessen Sinn es ist, „in einem disziplinübergreifenden Forschungsansatz ökonomische und sozialwissenschaftliche Ansätze zu integrieren“ (36), einen Weg aus diesem Problem weisen. Die beiden ersteren der von B/G genannten Begriffe benennen Akteurszusammenhänge (Organisation, Interaktion), die beiden letzteren zeitliche Prozesse (Innovation, Evolution). Sie sind in den Sozialwissenschaften auf vielen Ebenen einsetzbar: sowohl auf einer hochabstrakten makrosoziologischen Ebene wie auf einer sozialpsychologischen Ebene einzelner Individuen. Eine nähere funktionale, kausale oder anderweitige Verknüpfung dieser Aspekte, auf die es nun jedoch gerade ankäme, wird von B/G jedoch nicht angedeutet. Symptomatisch ist es, daß die genannten Aspekte als „Ionen“ betitelt werden – was sich schlicht von den jeweiligen Endungen ableitet: *Organisation*, *Evolution*, etc. So folgt die weitere Darstellung einzelner Theoriebestandteile auch keiner zwingenden Argumentationsstruktur, sondern bleibt kontingent. Sicherlich ist es legitim und sinnvoll, wenn B/G in das nicht entwirrte Konglomerat von Problemen der gegenwärtigen Wirtschaftsgeographie vorläufige analytische Schneisen schlagen. Der angekündigte „Bezugsrahmen“ bezieht jedoch weder Wirklichkeitsgehalte noch Begriffe aufeinander und sollte daher einfach fallen gelassen werden.

Zusammenfassend gesagt bleiben B/G das angekündigte „sozialtheoretisch informierte Programm“ der Wirtschaftsgeographie schuldig. Einerseits fordern sie eine Sozialtheorie zur theoretischen Integration der Partialtheorien. Ihr Gesellschaftsbegriff erschöpft sich

jedoch in formalen Bestimmungen und bleibt empirisch leer. Andererseits vertreten die von B/G dargestellten Theorieansätze wie z. B. die Theorie der geographischen Industrialisierung, die Regulationstheorie etc. durchaus komplexe Gesellschaftsbegriffe. B/G können jedoch in der von ihnen vorgeschlagenen Rahmenkonzeption die Komplexität dieser Gesellschaftsbegriffe nicht abbilden, geschweige denn überbieten.

Paradigmaorientierte Darstellung

Neben dieser „sozialtheoretischen“ Wirtschaftsgeographie präsentieren B/G die neoklassische Raumwirtschaftstheorie, und diese Zweiteilung soll hier noch näher betrachtet werden. Einerseits versichern uns B/G wiederholt, daß der Ansatz des raumwissenschaftlichen Paradigmas überwunden sei, andererseits halten sie viele seiner Inhalte für darstellungswürdig. Diese wissen sie jedoch nur zu referieren, aber nicht – dies deutete sich schon an – in eine eigene theoretische Synthese zu integrieren. Und so wird die Dichotomie zwischen neoklassischen und sozialtheoretischen Theoriebestandteilen, die viele gegenwärtige wirtschaftsgeographische Lehrbücher durchzieht, um eine neue Variante bereichert.

B/G nehmen jedoch einen eleganten Kunstgriff vor, durch den die beiden Theorieteile scheinbar miteinander verbunden werden. Die Paradigmen werden von den Autoren aus unterschiedlichen Raumbegriffen abgeleitet, aus denen dann jeweils unterschiedliche Aussagen über das ökonomische Handeln in seiner räumlichen Form zu folgen scheinen. Da sie dem Raumbegriff eine zentrale Rolle beimessen, wird es notwendig, die verschiedenen Denkrichtungen der Wirtschaftsgeographie als logische Ausdrücke der geographischen Paradigmen anzusehen. Gegen diese Fassung des Paradigmen-Begriffs kann man sowohl auf der Ebene der Geographie wie auch der Wirtschaftsgeographie Einwände erheben.

Erstens ist bereits in bezug auf die Geographie-Paradigmen eine Focussierung auf den Raumbegriff kurzschlüssig. Ihre Deutung der Paradigmen als bloße Emanationen von Raumbegriffen, denen die Abwesenheit von Gesellschaftstheorie vorgeworfen wird, versteht nicht, daß diese Raumbegriffe gerade spezifische gesellschaftliche Verhältnisse kommunikationsfähig machten (und andere ausblendeten). In diesem Sinne haben unter anderem Gerhard Hard, Ulrich Eisel und Hans-Dietrich Schultz die Entwicklung von der klassischen deutschen Geographie bis zur „quantitativen Revolution“ als Reflexionsformen von Mensch-Natur-Verhältnissen in der kapitalistischen Modernisierung aufgezeigt. Erst das Verständnis dieser (defizitären) gesellschaftstheoretischen Gehalte der akademischen Geographie bietet einen Schlüssel zu der von B/G angestrebten Paradigmengeschichte – insbesondere zu einer Historisierung der Raumwirtschaftstheorie. B/Gs raumtheoretische Systematisierung des Paradigmawechsels in der Geographie ist demgegenüber ein heimlicher Triumph des von ihnen so bekämpften „Raumfetischismus“: noch immer steht bei ihnen der Raumbegriff im Zentrum, nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse, die in den Raumbegriffen der Disziplin anwesend waren bzw. sind.

Zweitens vergißt die von B/G vorgenommene Parallelisierung geographischer und wirtschaftsgeographischer Wissensbestände, daß von der Sache her keine notwendige Beziehung zwischen dem Gegenstand der Wirtschaftsgeographie und den anderen möglichen Gegenständen der Geographie besteht. Wenn es aber richtig ist, wie B/G selbst immer wieder betonen, daß sich die räumlichen Wirkungen wirtschaftlichen Handelns aus den Maßverhältnissen und Funktionsweisen der verschiedenen Gegenstandsbereiche ergeben, dann wäre gerade zu fragen, in welcher Weise die Ordnungsschemata des „Mutterfachs“ Geographie überhaupt in der Forschungspraxis der Teildisziplin handlungsleitend waren. Die Wirtschaftsgeographen gingen während ihrer länderkundlichen Phase in der empirischen Forschung häufig über die engen Grenzen ihres Theorierahmens hinaus. Und die von Walter Isard geprägte *regional science* war generell als ein „intellectual amalgam“ (Allen Scott) konzipiert, so daß sie kaum auf eine einzige begriffliche Vorstellung reduziert werden kann. Die von B/G vorgeschlagene Paradigmenabgrenzung stellt gerade den Blick auf diese verschiedenen empirischen Beiträge und Partialansätze.

Resümee

Die Sichtung des Buches von B/G zeigt, daß das von ihnen vertretene Konzept eines neuen Paradigmas zu kurz greift. Die wesentlichen Faktoren und Wirkungszusammenhänge der neoklassischen Raumwirtschaftstheorie werden kritisiert und relativiert, der Bruch mit dem ökonomischen Modell verdankt sich jedoch einer Camouflage: B/G übernehmen stillschweigend die von der Neoklassik selbst vorgeschlagene Differenzierung in Ökonomie und Soziales. Hierbei wird das ökonomische Handeln als Zweck-Mittel-Relation verstanden, während das Soziale einem darüber hinausgehenden Motivhaushalt unterliegt. Das permanente Verwiesensein des so abgegrenzten rationalen ökonomischen Handelns auf eine an Sozialformen reichere Lebenswelt wird dann von B/G dem neoklassischen Denken kritisch entgegengehalten. So reproduzieren B/G gerade mit ihrem Plädoyer gegen den atomistischen Nutzenmaximierer die theoretischen Bedingungen, unter denen dieser sein Spiel in der ökonomischen Theorie fortreiben kann. Der „abstrakte“ homo oeconomicus wird bei B/G durch den „konkreten“ homo sociologicus relativiert, anstatt daß diese beiden Schreckensmänner als gleichursprüngliche Abstraktionen eines säkularen Modernisierungsprozesses dechiffriert werden. Ohne ein derartiges alternatives Modell ökonomischen Handelns können die Aussagengehalte des raumwirtschaftlichen Modells nicht in das anvisierte neue Paradigma integriert werden. Statt dessen behelfen B/G sich mit der Darstellung unterschiedlicher, über ihre Raumbegriffe abgegrenzten Paradigmen. Mit dieser Denkfigur können die raumwirtschaftlichen Theorien halb einbalsamiert werden, halb dürfen sie ihren Platz im aktuellen Wissen einnehmen. Als „relationales“ Paradigma präsentieren B/G anschließend eine Reihe bekannter und neuer Partialtheorien entlang verschiedener Problemdimensionen, ohne daß eine begriffliche Verknüpfung deutlich wird. Kurzum, das Buch hat seinen Wert als Lehrbuch, in dem es wesentliche

inhaltliche Aussagen des gegenwärtigen Paradigmenwechsels in der Wirtschaftsgeographie zusammenfaßt. Aber es kann diesen Wechsel selbst nicht theoretisch begründen.

Harald Bathelt und Johannes Glückler ■

Plädoyer für eine relationale Wirtschaftsgeographie

Das Angebot der geographischen *revue*, zu der Reflexion von Christoph Scheuplein über unser Buch *Wirtschaftsgeographie* Stellung zu nehmen, ist eine Gelegenheit, die Kernüberlegungen des relationalen wirtschaftsgeographischen Ansatzes gegenüber Missinterpretationen zu pointieren. Aus diesem Grund haben wir uns entschlossen, auf die Ausführungen von Scheuplein zu reagieren, obwohl es an sich ungewöhnlich ist, eine Buchbesprechung zu kommentieren. Dabei erheben wir selbstverständlich nicht den Anspruch, alle perspektivischen, konzeptionellen und sachlichen Interessen in der gegenwärtigen Wirtschaftsgeographie befriedigen zu wollen. Wohl aber ist es unsere Hoffnung, dass das Konzept der relationalen Wirtschaftsgeographie gemessen an seiner Zielsetzung und Argumentation und nicht an unvereinbaren äußeren Erwartungen diskutiert wird. Der Hauptgrund für eine Reaktion auf die Rezension von Scheuplein besteht in den unseres Erachtens systematischen Über- und Fehlinterpretationen, die unseren Intentionen widersprechen. Dies machen auch die Ausführungen in Heft 2-2003 des *Journal of Economic Geography* deutlich, das sich gezielt der relationalen Wirtschaftsgeographie widmet.

Aus unserer Sicht liegt die Intention von Scheuplein vor allem darin zu zeigen, dass unsere *Wirtschaftsgeographie* zwar ein ganz passables Lehrbuch sei, die *Konzeptionalisierung* des Ansatzes einer relationalen Wirtschaftsgeographie hingegen scheitere. Da die Kritikpunkte im Wesentlichen an unserer Konzeption vorbei zielen, möchten wir anhand einiger Problemdimensionen noch einmal aufzeigen, welche Bedeutung wir dem Ansatz der relationalen Wirtschaftsgeographie beimessen. Die folgende Diskussion fokussiert sich

(in bewusst sachlicher Form) auf das Argument des paradigmatischen Übergangs (Transition), das relationale Grundkonzept und seine räumliche Perspektive, das Verhältnis des Ökonomischen zum Sozialen sowie die Konzeption der Ionen.

Paradigmatischer Übergang (Transition)

In unserem Buch unterscheiden wir unter bewusster Ausklammerung von Einzelkonzeptionen drei Paradigmen in der deutschen Geographie, die wir auf der Basis einer Literaturanalyse und anhand expliziter forschungsprogrammatischer Kriterien konstruieren. Demnach folgte auf das Paradigma der wissenschaftlichen Länderkunde das der Raumwissenschaft, die nun durch ein sozialtheoretisch informiertes Paradigma abgelöst zu werden scheint, so wie es beispielsweise von Benno Werlen aus sozialgeographischer Sicht abgeleitet und diskutiert wird. Diese auf einen unseres Erachtens breiten Konsens in der Geographie gestützte Unterscheidung lässt sich auch in der Wirtschaftsgeographie nachvollziehen, nicht nur in der deutschen, sondern mit gewissen Parallelen in der jüngeren Disziplingeschichte auch in der anglo-amerikanischen Wirtschaftsgeographie. Dies zeigen z. B. die Arbeiten von Trevor Barnes, Doreen Massey und Allen Scott. Dass hierbei die Zerlegung kontinuierlicher Forschungsleistungen auf diskrete Paradigmen Ergebnis einer bewussten Konstruktion und Vereinfachung der historischen Fachentwicklung sein muss und dass längst nicht alle Arbeiten einer Epoche einem Paradigma angehören (müssen), versteht sich von selbst und erfährt im Buch besondere Betonung. Wir zeigen aber erstens, dass die Paradigmen unterschiedlichen programmatischen Grundeinstellungen folgen und zweitens, dass sie substanziellen Einfluss auf viele Konzepte und Forschungsansätze in der jeweiligen Epoche ausgeübt haben.

Dabei kündigen wir keineswegs eine „kopernikanische“ Wende in der Wirtschaftsgeographie an, wie dies Scheuplein unterstellt. Statt dessen führen wir vielfältige Entwicklungen in der zeitgenössischen Wirtschaftsgeographie zusammen, die sich bereits in zentralen wissenschaftlichen Arbeiten seit den 1990er und zum Teil seit den 1980er Jahren zeigen. Wir liefern deshalb kein neues Paradigma, sondern sprechen von einer zweiten Transition, also einem Übergang, der Brüche markiert und daraus die Notwendigkeit ableitet, das alte Paradigma zu verlassen. Die relationale Wirtschaftsgeographie ist dabei vor allem ein Angebot. Sie stellt konzeptionelle Abgleiche von Partialkonzepten her und unternimmt den Versuch einer gemeinsamen perspektivischen Fundierung und Integration. Wir verbinden eine klare Perspektive relationalen Handelns (die übrigens auch methodisch operabel und empirisch beforschbar ist), wie sie vor allem Mark Granovetter expliziert hat, mit einer Ideenlehre von Strukturation, wie sie Anthony Giddens und Pierre Bourdieu entwickelt haben. Ferner explizieren wir die notwendige Konsequenz evolutionärer Entwicklung, die sich aus der Relationalität sozialen Handelns in zeitlicher Perspektive ergibt. Diese Integration ist vor dem Hintergrund der Grenzen des raumwirtschaftlichen Paradigmas vor allem mikrotheoretisch konzipiert. Unsere Argumentation ist darauf fokussiert,

wie makrosoziale Strukturen (Institutionen) und physisch-materielle Bedingungen (z. B. Infrastrukturen) das Handeln in spezifischen Kontexten beeinflussen und wie umgekehrt alltägliche Interaktionen diese Strukturen reproduzieren und transformieren. Ziel unserer Argumentation ist es, den Dualismus zwischen struktureller Makro- und individualistischer Mikroperspektive aufzulösen.

Relationales Grundkonzept und räumliche Perspektive

Die Argumentation des Buchs basiert auf einem relationalen Grundkonzept des Handelns, in dem ökonomisches Handeln in räumlicher Perspektive als kontextuell, pfadabhängig und kontingent konzeptionalisiert wird. Wir zeigen zunächst systematisch die Grenzen des raumwirtschaftlichen Ansatzes in der Wirtschaftsgeographie auf. Unsere Kritik hat dabei keinen Selbstzweck, sondern dient dazu, Ansatzpunkte für eine Neukonzeptionalisierung zu finden. Diese sehen wir in dem von uns dargestellten relationalen Grundkonzept und den daraus abgeleiteten Ionen der Wirtschaftsgeographie. Diese Grundkonzeption und die Alternativen, die wir aufzeigen, sind weder frei erfunden noch gänzlich neu. Wir beziehen uns vielmehr auf eine breite Stimmung über einen Wandel in der Wirtschaftsgeographie. Was bisher fehlt, ist eine Zusammenführung der verschiedenen Argumentationsstränge, die es an unterschiedlichen Stellen in der Literatur gibt, und die Integration in einen konsistenten Kontext wirtschaftsgeographischen Arbeitens. Genau hierum geht es uns und nicht um eine „kopernikanische Wende“ in der Wirtschaftsgeographie.

Der Vorwurf des impliziten Raumfetischismus, den Scheuplein erhebt, ist unbegründet und ignoriert vollständig die Grundlegung der räumlichen Perspektive in einem relationalen Grundgerüst des Handelns. Ausgangspunkt ist hierbei das Verhältnis von Raum und Wirtschaft. Wir dekonstruieren das Containerbild des Raums in der Raumwirtschaftslehre und ersetzen es durch ein Konzept der räumlichen Perspektive. Darin besteht genau die Abkehr von einem (statt der Hinwendung zu einem) Raumfetischismus. Wir greifen mit dieser Argumentation auf Arbeiten von Benno Werlen, Doreen Massey, Andrew Sayer und anderen zurück. Diese Arbeiten machen deutlich, dass Sozial- und Raumontologie analytisch getrennte Theoriebereiche sind und dass verschiedene Sozialontologien mit verschiedenen Raumontologien kombiniert werden können. Wir betonen, dass wir Raum nicht mehr in den essentiellen Kategorien der wissenschaftlichen Erklärung, also Explanans oder Explanandum, verwenden. Statt dessen interessieren uns ökonomische Beziehungen und Prozesse, die aus räumlicher Perspektive problematisiert werden.

Zum Verhältnis von Ökonomischem und Sozialem

Eine grundlegende Fehleinschätzung unterläuft Scheuplein in Bezug auf unser Verständnis des Ökonomischen und Sozialen. In einseitiger Interpretation unterstellt er, dass wir das

Ökonomische mit dem Abstrakten und das Soziale mit dem Konkreten gleichsetzen. Genau das Gegenteil ist der Fall. Keines der beiden ist konkreter oder abstrakter als das andere. Sie sind Teil der gleichen gesellschaftlichen Realität und bedürfen daher einer gemeinsamen Konzeption, die über den Reduktionismus des homo oeconomicus hinausgeht. Dabei wäre es ebenfalls falsch anzunehmen, dass zweckorientiertes Handeln durch sozialromantischen Altruismus zu ersetzen sei. Dies würde einen falschen Dualismus erzeugen, der erneut eine Trennung von Wirtschaftlichem und Gesellschaftlichem bewirken würde.

Statt dessen wird in einer relationalen wirtschaftsgeographischen Perspektive den empirisch beobachtbaren Einflüssen der zweckgerichteten, sozial bestimmten Motive auf ökonomische Prozesse und Strukturen Rechnung getragen. Es geht uns vor allem darum, Dynamiken sozialen Ursprungs, also Motive und Bedingungen, die aus der Interaktion sowie ihrer institutionellen Kontextualität resultieren, mit in die Analyse wirtschaftlichen Entscheidens und Handelns einzubeziehen. Ökonomisches Handeln ist folglich soziales Handeln, genau genommen ein Ausschnitt des Sozialen, das heißt der auf andere Menschen bezogenen Phänomenalität. Ähnlich eröffnet Joseph Schumpeter die erste Seite seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*: „Das soziale Geschehen ist eine einheitliche Erscheinung. (...) Niemals ist eine Tatsache bis in ihre letzten Gründe ausschließlich oder ‚rein‘ wirtschaftlich, stets gibt es noch andere – und oft wichtigere – Seiten daran.“ Konsequenterweise kann ökonomisches Handeln nicht länger als nicht-sozial oder als untersozialisiert und atomistisch abgebildet werden. In dieser Argumentation und der Behandlung des Ökonomischen und Sozialen folgen wir im Wesentlichen Karl Polanyi und Mark Granovetter. Durch die Reduktion des Handelns auf das Ökonomische würde systematisch auf Erklärungspotenzial verzichtet. Aus diesem Grund betonen wir in dem Buch immer wieder die Gemeinsamkeit des Ökonomischen *und* Sozialen. Diese Betonung ist wichtig, weil ein breiter Kanon raumwirtschaftlicher Konzeptionen Handeln als rein ökonomisch gesteuert und intendiert betrachtet.

Die Ionen als Grundbausteine

Ausgehend von einer relationalen Grundperspektive unterscheiden wir auf der Objektebene vier Grunddimensionen wirtschaftsgeographischen Arbeitens, die wir als Ionen der Wirtschaftsgeographie bezeichnen. Dieser Bezugsrahmen ist keineswegs so willkürlich, wie Scheuplein behauptet. Im Gegenteil: Wir haben den Begriff der Ionen vor allem deshalb gewählt, weil wir hierin zentrale Analysedimensionen wirtschaftsgeographischen Arbeitens sehen. Die Ionen sind in dreifacher Weise verankert: Erstens geht die Konzeption aus einer kritischen Auseinandersetzung mit der von Michael Storper konzipierten *holy trinity* hervor und stellt eine Fortentwicklung dieses Ansatzes dar, in der die Konsequenzen einer räumlichen Perspektive umgesetzt werden.

Zweitens stehen die vier Ionen Organisation, Evolution, Innovation und Interaktion in einem engen konzeptionellen Zusammenhang und verweisen inhaltlich aufeinander.

Zunächst sind sie in konsequenter Fortführung der Grundperspektive Konzepte und Ausdruck von sozialem Handeln. Vereinfacht könnte man sagen, dass Organisationen als Akteurskollektive Ausgangspunkt von Handeln sind. Durch Interaktionen zwischen den Akteuren innerhalb und zwischen Organisationen entstehen Innovationen, wodurch insofern eine evolutionäre Dynamik in Gang gesetzt wird, als es zu Rückwirkungen auf Organisationen und Interaktionen kommt. Dieser Prozess und die ihm innewohnende Reflexivität wird entscheidend durch Institutionen geprägt und führt gleichzeitig dazu, dass bestehende Institutionen weiterentwickelt werden und neue entstehen. Die Ionen greifen somit ineinander über und sind aufeinander bezogen. Es gibt gute Gründe, im Kontext der von uns diskutierten Forschungsfragen auf die vier Grunddimensionen zurückzugreifen – nicht zuletzt deshalb, weil sie in traditionellen Arbeiten insgesamt vernachlässigt werden.

Drittens spiegeln die vier Ionen die vielfältigen Fortentwicklungen und Arbeitsschwerpunkte in den wirtschaftsgeographischen Arbeiten der 1980er und 1990er Jahre wider, in denen die Abkehr von raumwirtschaftlichen Konzepten und Methoden in der Forschungspraxis längst vollzogen ist. Wir beziehen uns hierbei explizit auf die Arbeiten von Ash Amin, Gordon Clark, Meric Gertler, Anders Malmberg, Peter Maskell, Andrew Sayer, Allen Scott, Michael Storper und vielen anderen.

Selbstverständlich wird die Ausformulierung der Ionen von unseren eigenen Forschungserfahrungen geprägt, die man relativ weit gefasst im Bereich der Geographie des Unternehmens ansiedeln könnte. Aus diesem Grund betrachten wir die Ionen keineswegs als absolute unveränderliche Dimensionen wirtschaftsgeographischer Forschung, sondern als eine Heuristik. Forschungsfragen sind immer in bestimmten Kontexten angesiedelt und deshalb muss die Formulierung von Konzepten und Forschungsdimensionen dem Forschungsgegenstand angepasst sein. So mögen feministische, arbeitsmarktbezogene oder politökonomische Perspektiven zu anderen Ausformulierungen der Ionen in einem relationalen Ansatz führen.

Fazit: Wider lähmender Orthodoxien

Die zentrale Aussage von Scheuplein, unser Buch zur *Wirtschaftsgeographie* könne einen Paradigmenwechsel nicht theoretisch begründen, ist falsch. In einer forschungsprogrammatischen Diskussion argumentieren wir, dass zentrale Dimensionen des raumwirtschaftlichen Paradigmas nicht mehr aufrecht zu erhalten sind und belegen zudem, dass dies in der empirischen Forschungspraxis in der Tat auch nicht mehr geschieht. Aus dieser Diskussion leiten wir einen relationalen Forschungsansatz ab, den wir basierend auf der wirtschaftsgeographischen Literatur der 1990er und zum Teil der 1980er Jahre formulieren. Scheuplein ignoriert in seinen Kommentaren wesentliche Schlussfolgerungen dieser Literatur. Wir plädieren mit der relationalen Wirtschaftsgeographie für eine Offenheit von Perspektiven, nicht für Exklusion und konzeptionelle Geschlossenheit. Konsequenz

unserer Überlegungen ist keine neue Alltheorie, sondern das Angebot einer veränderten Grundkonzeption, die in verschiedenen Perspektiven wirtschaftsgeographischen Arbeitens konkretisiert werden kann. Die vier Ionen verdeutlichen dies im Kontext der Geographie des Unternehmens.

Letztlich bleibt die Zielrichtung von Scheuplein unklar. Er lehnt mikrotheoretische Ansätze als naiv ab und scheint eine gesellschaftliche Makrotheorie zu fordern. Es kann aus unserer Sicht aber nicht das Ziel sein, die tradierten Dualismen zwischen Makro- und Mikroebene und zwischen Struktur und Handeln weiter zu vertiefen. Vielmehr geht es darum, durch die Anerkennung von Handeln als relationalen, kontextuellen Prozess die Möglichkeit zu schaffen, Makrokonzepte sinnvoll mit der Mikroebene zu verbinden und hierbei die Rolle von Institutionen zu betonen. Wenn nicht deutlich wird, wie gesellschaftliche Makrostrukturen die alltägliche wirtschaftliche Praxis beeinflussen und durch sie reproduziert werden, sind sie nur hypostasierte Artefakte. Der Ansatz relationalen Handelns ist deshalb aus unserer Sicht eine Möglichkeit, Kontextualität und Entwicklungsspezifität endogen zu thematisieren und eine Plattform für das Zusammenwirken von Mikro- und Makrotheorie zu schaffen.

Unser Eindruck ist, dass in Scheupleins Überlegungen eine räumliche Perspektive keine Rolle mehr zu spielen scheint. Wir sehen die Wirtschaftsgeographie hingegen in den Kontext der Geographie eingebettet als eine Disziplin, die sich für die Prinzipien ökonomischen Austauschs in räumlicher Perspektive interessiert. Wenn Scheuplein sagt, dass die von uns „vorgenommene Parallelisierung geographischer und wirtschaftsgeographischer Wissensbestände vergisst, dass von der Sache her keine notwendige Beziehung zwischen dem Gegenstand der Wirtschaftsgeographie und den anderen möglichen Gegenständen der Geographie besteht“, dann ist er nicht interessiert an dieser Disziplinarität der Wirtschaftsgeographie, sondern urteilt geographieextern. Es ist unsere feste Überzeugung, dass die Wirtschaftsgeographie in der Tradition der Geographie als Fach steht, was in Deutschland etwa die Verbindungen zu sozialgeographischen Konzeptionen zeigen. Die Wirtschaftsgeographie ist aufgrund ihres Forschungsgegenstands zugleich konzeptionell in der Ökonomie, aber eben auch in anderen Sozialwissenschaften verankert.

Die geographische *revue* bietet ihren Lesern die Möglichkeit, die Diskussion um neuere Entwicklungen in der Wirtschaftsgeographie aufzunehmen, fortzusetzen und zu vertiefen. Zu diesem Zweck werden auch im Internet (www.geographische-revue.de) die beiden Beiträge veröffentlicht. Hier kann jeder Leser die Thesen der Autoren kritisch würdigen.

Einzelrezensionen

Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen (Hg.): Kommerz, Kunst, Unterhaltung. Die neue Popularkultur in Zentral- und Osteuropa. Bremen 2002 (Analysen zur Kultur und Gesellschaft im östlichen Europa, Band 13). 339 S.

Ein Sammelband über die neue Popularkultur Osteuropas ist nicht nur ein wissenschaftlicher Bericht über „allgemein zugängliche“ Medienprodukte in den betreffenden Ländern, sondern zugleich eine zugängliche Analyse der gesellschaftlichen Transformation dieser Länder im Kontext ihrer jeweiligen soziokulturellen und politischen Besonderheiten.

Verschiedenste Aspekte der seit 1989 fortdauernden Transformationsprozesse in den zentral- und osteuropäischen postkommunistischen Ländern waren und sind Gegenstand politik-, wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Forschung. Die Entwicklung der Popularkultur der Region zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse zu machen, lässt sich dagegen zurecht als Pioniertätigkeit bezeichnen. Als besonders interessante zudem, denn mit dem Ende der ideologisch motivierten Bevormundung wurden sowohl Konsumenten als auch Künstler und Produzenten aus der diktierenden totalitären Kulturpolitik entlassen. Nachdem politische Freiheiten und wirtschaftliche Liberalisierung zunächst hauptsächlich durch massenhaften Import von übersetzten Weltbestsellern und aufge-

kauften amerikanischen Filmproduktionen Umsetzung fanden, baut sich seit Mitte der 1990er Jahre das Übergewicht von Importen kontinuierlich zugunsten eigener Produktionen ab. Die Popularkultur Osteuropas bietet daher einen aufschlussreichen Untersuchungsgegenstand, an dem diverse Trends der Demokratisierung, Privatisierung, Amerikanisierung wie auch kulturellen Selbstreflexion aus veränderter Perspektive nachgezeichnet werden können. „*Generation P*“, heißt es in dem vorliegenden Band exemplarisch über einen russisch-avantgardistischen Bestseller, „ist ein Text zugleich *über* und *aus* der Massenkultur“ (Hänsgen, 124).

Die gesellschaftliche Rolle der „Popularkultur“ oder „Kultur der Massen“ ist seit jeher von analytischem Interesse für Disziplinen wie Literatur- und Kommunikationswissenschaften, Geschichte, Philosophie, Anthropologie oder Sozialgeographie, wobei sich zwei theoretische Grundrichtungen herausbildeten. In der Tradition der Frankfurter Schule wird Popularkultur eher kritisch als trivial, kommerzialisiert und passiv betrachtet, wohingegen Ansätze der angloamerikanischen *cultural studies* für ihren kreativen und authentischen Charakter argumentieren. Der vorliegende Band will den Begriff der Massen- oder Popularkultur nicht im kritisch wertenden Wortgebrauch als niederen Gegenpol zur hohen, problemorientierten, anspruchsvollen Kultur verstanden wissen. Vielmehr soll, im Sinne der *cultural studies*, Popula-

rität positiv benotet und an Zuschauerzahlen, Einschaltquoten, Auflagenhöhe und Präsenz in der Medienwelt gemessen werden (Trepper, 7). Der in den *cultural studies* bestehende umfangreiche Diskurs um verschiedenste Definitionsangebote für die beiden inhärenten Dimensionen des Begriffs – *popular* (allgemeine Öffentlichkeit) und *culture* wird hier allerdings nicht aufgegriffen oder reproduziert.¹ Hauptanliegen ist es, anhand von Fallbeispielen verschiedene populäre Medienbeiträge im Kontext der gesellschaftlichen Transformationsprozesse in Osteuropa zu thematisieren, was jedoch gelegentliche Diskussionen neuer konzeptioneller Herausforderungen nicht ausschließt.

Der Band umfasst fünf Hauptteile: Literatur, Fernsehen, Film, Jugendkultur und Reklame, denen eine allgemeine Einleitung sowie eine soziologische Reflexion über verbreitete Mythen in der Analyse von Massenkultur speziell in postkommunistischen Gesellschaften vorangehen. Die einleitenden Texte verweisen bereits auf gesellschaftlich bedingte Spezifika des Untersuchungsgegenstandes im osteuropäischen Raum. Autoren der Fallstudien sind polnische, deutsche, russische, tschechische und slowakische Theoretiker und Praktiker so verschiedener Metiers wie Literatur- und Filmwissenschaft, Philologie, Journalistik, Kommunikations- oder Medientheorie, Soziologie, Kunst, Kultur, Marketing oder Redaktion. Aufgrund dieser multidisziplinären Herangehensweise gelingt es, den Untersuchungsgegenstand im Rahmen des Buches in ausdifferenzierter Weise zu erfassen und damit erneut zu illustrieren, dass Popularkultur keine allgemeine oder homo-

gene Kulturform darstellt. Es wird deutlich, dass sich ihre fiktionale Wirklichkeit ebenso aus diversen gesellschaftlichen Inspirationsquellen speist, wie sie durch ihre Genre- und Themenvielfalt verschiedenartige zwischen- und innergesellschaftliche Realitäten wiederzugeben vermag.

Im Mittelpunkt steht daher nicht nur der mediale, sondern auch der kontextuelle gesellschaftliche Wandel in Polen, Tschechien, der Slowakei und Russland. Die Autoren untersuchen und interpretieren verschiedenartige jüngere populäre Beiträge dieser Länder im Hinblick auf Inhalte, Stilarten und Publikumswirksamkeit.

Was berichtet die Massenkultur den postkommunistischen Massen heute; was berichten sie über sich selbst? In Inhalten von Romanen, Filmen, Liedtexten oder Werbespots werden gesellschaftliche Transformationsprozesse am auffälligsten reflektiert. Die besprochenen Werke greifen Gesellschaftsdiskurse auf, spiegeln Wirklichkeitserfahrung und Wertewandel im Verlauf der 1990er Jahre wider oder bieten schlichtweg alternative Wertorientierungen an. In der Porträtierung der jeweiligen Protagonisten und Nebenfiguren werden Beziehungen von Individuen zu einer im Wandel begriffenen Umwelt sowie die Veränderung von individuellen Werten und Motiven problematisiert. Generalthemen sind dabei aktuelle gesellschaftliche Phänomene wie die Ausbreitung westlicher Werte, Kommerzialisierung, Drogen, Kriminalität und soziale Polarisierung, die soziokulturelle Adaption an Veränderungen, aber auch neue Nostalgien angesichts verlorengegangener kultureller und sozialer Institutionen der Vergangenheit (Bobowski, Du-

bin, Hänsgen, Trepper, Pulka, Reifová). Zentrale Themen mit staatlicher Dimension im neuen geopolitischen Kontext sind insbesondere Sicherheit, verschobene Mächtegleichgewichte und Zusammenarbeit mit oder auch Opposition zu neuen internationalen Akteuren (Dubin, Bobowski, Schlott).

Die Darstellung vieldimensionierter, unübersichtlicher und auch abstrakter Lebenswelten in diesen Werken impliziert nicht selten Messages wie die Suche der Menschen nach uralten universellen Wahrheiten oder die Fähigkeiten des Einzelnen, Widerstände zu überwinden, Widersprüche und Spannungen aufzulösen (Dubin, Schlott). Der allgemeinen Angst vor Kontrollverlust und der Suche nach neuen Identitäten wird offensichtlich gerne mit einem Angebot origineller Idole und Publikumshelden begegnet.

„Rascher Wandel schafft Vertrauensdefizite“ – der Philosoph Odo Marquard verweist mit Blick auf eine wandlungsbeschleunigte Welt darauf, dass Gesellschaften wie auch Individuen eine ständig neue und fremde Wirklichkeit nur in Anwesenheit vertrauter Elemente (Traditionen, Teddybären) ertragen können². So werden auch in den untersuchten Fallbeispielen Identitätssuche und Heldentum vielfach als zentrale Elemente identifiziert, in inhaltlicher Verknüpfung mit Situationen, in denen die soziale Ordnung an Konturen verliert und das Werte- und Normensystem der Gesellschaft erodiert. Eine Analyse russischer Aktionsromane mündet in die Schlussfolgerung: „Der Zerfall der meisten sozialen Institutionen der Sowjetgesellschaft, die Aushöhlung der integrativen Strukturen

ihrer Kultur und die verfallene Bedeutung vieler früherer Symbole und Autoritäten sind Veränderungen, die die Mehrheit der Bevölkerung erstmalig in solcher Größenordnung und in solch kurzen Fristen durchlebt. Die synthetisch gewonnenen populären Vorbilder verlangsamten den Adaptionsprozess und federn ihn ab.“ (Dubin, 141) Helden können dabei ebenso in Gestalt mythischer Wesen (Pulka, Schlott) wie als Durchschnittsmenschen oder besonders tölpelhaft Personen auftreten, letztere auf parodistische Weise ihr Schicksal ertragend und Standpunkte des „kleinen Mannes“ verkörpernd (Gudko/Dubin, Kisielevska, Sal'nikova). Insbesondere anhand von Beispielen aus dem russischen und polnischen Fernsehen wird erläutert, dass massenkulturelle Produktionen wesentliche soziale Ausgleichsfunktionen tragen, indem konstruierte gemeinschaftliche Identitäten zur (gefühlten) Nivellierung gravierender Unsicherheiten und sozialer Unterschiede beitragen (Gudko/Dubin, 213).

Wie werden gewichtige Fragen und Themen aufgegriffen und aufgearbeitet? Zwar dient die gesellschaftliche Realität als Inspirationsquelle, in den fiktionalen Wirklichkeiten werden Elemente der Alltagswelten jedoch in verschiedensten Genres sowie in stark modifizierter, verbrämter oder karikierter Form verarbeitet. So greift der polnische Fantasy-Autor Andrzej Sapkowski zu Witz, Ironie und Komik gepaart mit metaphysischen Elementen (Schlott) oder der russische Bestsellerautor Viktor Pelevin zu spöttisch-aggressiver Übersteigerung in utopischen, apokalyptischen Visionen (Hänsgen). Russische Aktions- und Milizromane zeigen sich hoch-

dramatisch (Dubin) oder auffallend skeptisch (Trepper), tschechische Fernsehserien nostalgiebeladen (Reifová), polnische Kinokrimis als Politdramas oder komische Parodien des klassischen Kriminalkinos (Bobowski). Im polnischen Hip-Hop verarbeiten Jugendliche ihre Erfahrungen rückblickend unter Einsatz von eschatologischem Mystizismus und Dramatik (Pulka). Die Markterprobung russischer und slowakischer Werbung hingegen ist der Realität voraus und präsentiert das neue Leben in derb-komischen bis aggressiven Farben (Sal'nikova, Timoracký).

Im Kontext des gesellschaftlichen Wandels werden aber nicht nur neuartige Medienprodukte, wie z. B. Werbung, importiert oder kopiert. Potenziale für neue Publikumsidentifikationen liegen vielmehr in der Entwicklung kulturspezifischer Medientypen, in denen vertraute Genre-Formeln mit Fragestellungen der neuen Zeit verknüpft werden, wie dies bei tschechischen und slowakischen Fernsehserien in der Nachfolge der tschechoslowakischen geschieht. Fernsehserien in Tschechien, der Slowakei und Polen seien daher von vergleichbaren Genres wie amerikanischen Seifenopern oder lateinamerikanischen Telenovelas abzugrenzen. In Anknüpfung an ihre besondere Tradition, der angestrebten Vermittlung eines sozialistischen Optimismus, besitzen diese Geschichtenzyklen trotz verändertem ideologischen Sättigungsgrad auch gegenwärtig eine eigene soziale Relevanz (Kisielewska, Reifová, Wienk/Zajac). Auch die Fantasyromane des polnischen Autors Andrej Sapkowski verlangten nach einer Neudefinition der *Fantasy*, denn hier agieren Helden, im Un-

terschied zu ihren „edlen“ und sakrosankten Ebenbildern im herkömmlichen Märchen oder Science Fiction, mit eher ambivalenter Moral, unter Einsatz rationalisierter Magie (Gentechnik) und im Kontext einer kohärent-detailliert konstruierten Wirklichkeit. In einer Kritik zu Sapkowski heisst es: „[...] Artus- und keltische Sagenmotive vermischen sich mit der slawischen Dämonologie, Mythen und Legenden von verschiedenen Orten und Zeiten verzahnen sich mit einem modernen politischen Bewusstsein und dem Wissenschaftsdiskurs.“ (Nowacki zitiert in Schlott, 83)

Wie ist die Resonanz der Massen auf das, was Ihnen geboten wird? Nicht nur ist die Massenkultur an sich Reaktion auf soziokulturelle und sozioökonomische Reformierungsprozesse. Auch in der Publikumswirksamkeit, der Resonanz der Öffentlichkeit und Fachkritik, zeigt sich, welcher Nerv der Gesellschaft durch massenkulturelle Produkte getroffen wird, die diese aktuellen Prozesse verarbeiten. Das Besondere an osteuropäischer Popularkultur ist, dass nicht nur Leserschaft und Publikum nach neuen Identitäten suchen, sondern im Umbruch von verstaatlichter/ideologischer zu kommerzialisierter/verwestlichter Kultur auch Schriftsteller ein neues Selbstverständnis und Medien eine neue Rolle zu finden haben. Das wird in dem vorliegenden Band deutlich, indem Umorientierungen von Produzenten, Konsumenten und auch der Fachkritik unter dem Einfluss sozioökonomischer Veränderungen diskutiert werden (Gudko/Dubin, Hänsgen, Wienk/Zajac).

Der Band als Gesamtheit veranschaulicht aus unterschiedlichen analytischen

Perspektiven die Ausdifferenzierung landesspezifischer Transformationspfade im Hinblick auf den gesellschaftlichen und medialen Wandel Osteuropas. Konzeptionell und theoretisch gut fundierte Fallstudien machen auf die Herausbildung eigener neuartiger Kulturformen aufmerksam, betrachten diese im lokalen Kontext und vergleichen sie mit entsprechenden westlichen Gattungen. Osteuropa ist und war ebenso wenig homogen wie die Popularkultur der einzelnen Länder. Der Band verspricht, eine erste unvoreingenommene Sichtung vorzunehmen, und löst dies nicht nur mit Bestandsaufnahmen osteuropäischer Popularkultur der Gegenwart unter je gesellschaftlichen Bedingungen ein. Die Beiträge erläutern darüberhinaus Interdependenzen der Medien- und Kulturtransformation im historisch-politischen Kontext der einzelnen Nationen. Ein Wermutstropfen ist allerdings die Unterrepräsentiertheit des Kapitels „Jugendkultur“ mit nur einem Beitrag zum polnischen Hip Hop. Die Popularkultur der Jugend, vor allem die von ihr selbst produzierte musikalische, hätte in ihren landesspezifischen und diversen stilistischen Ausdrucksformen in diesem Kontext mehr Aufmerksamkeit verdient. Insgesamt ist die Konzeption des Bandes jedoch durchaus gelungen und erscheint bestens geeignet, aktuelle kulturwissenschaftliche Informationen einer breiten Leserschaft zu-

gänglich zu machen und dürfte speziell Osteuropaexperten ebenso ansprechen wie allgemein Medien-, Kultur- und Politik-interessierte.

Diana Schmidt

Anmerkungen:

- 1 Während das vorliegende Buch einen Kulturbegriff im Sinne der Medienwissenschaft vorauszusetzen scheint, ist man aus geographischer Perspektive versucht, *culture* als, ebenfalls den *cultural studies* der 80er und 90er Jahre entlehntes, geographisches Paradigma zu verstehen, dessen zahllose Definitionsangebote im allgemeinen zwei Grunddimensionen ansprechen: (a) Kultur als Ebene oder Arena innerhalb gesellschaftlicher Systeme oder (b) Kultur im Sinne von Denkmustern. Beide Auslegungsmöglichkeiten wären im vorliegenden Band nicht unangebracht, erlauben sie doch ein weitergehendes Verständnis für die dargestellte gesellschaftliche Relevanz der osteuropäischen Popularkultur (Siehe z. B. Don Mitchell 2000: *Cultural Geography: A Critical Introduction*. Oxford; sowie den Diskurs zu Kulturalisierung in der geographischen revue 2/2000, S. 3-17.).
- 2 Odo Marquard 2003: „Wir brauchen viele Götter“. Spiegel-Gespräch. Der Spiegel 9/2003. S. 152-154.

Stefan Schmitz: Revolutionen der Erreichbarkeit. Gesellschaft, Raum und Verkehr im Wandel. Opladen 2001 (Stadtforschung aktuell 83). 320 S.

Seit der Erfindung und massenhaften Anwendung des Internet ist auch die (alte) Frage nach den räumlichen Implikationen der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien wieder auf die Tagesordnung gerückt. In der zweiten Hälfte der 90er Jahre hat es, parallel zur wachsenden Popularisierung des Internets und mit dem Boom der neuen Ökonomie, dazu eine regelrechte Inflation einschlägiger Publikationen, Hypothesen und Metaphern gegeben. Das Spektrum reichte von „Telepolis“ und „City of Bits“ über das „Ende der Geographie“ bis hin zum vermeintlichen „Death of Distance“. Aus heutiger Sicht muten die meisten dieser Szenarien, die eine umfassende Virtualisierung von Ökonomie und Lebenswelten vorhersagten, geradezu totalitär an. Manchmal genügte auch ein Effekt heischender Buchtitel, um seine Urheber zu Apologeten einer Auflösung alles Räumlichen zu machen, wie dies im Falle von Frances Cairncross („The Death of Distance“) zu beobachten war. Hinter solchen Etiketten geht dann schnell jede Differenzierung verloren. Dies gilt auch für das genannte Beispiel: die Autorin hatte sich zu räumlich-geographischen Tatbeständen nur sehr begrenzt und dann eher differenziert geäußert, so dass sie sich im Grunde nicht als Kronzeugin des unterstellten Wandels eignet.

Dass die Einschätzungen des technologischen Wandels und seiner Konsequenzen

in jüngster Zeit vorsichtiger erfolgen, ist sowohl dem verminderten Wachstumstempo von Internetökonomie und Online-Transaktionen als auch der komplizierten Einbettung dieser Nutzungen in raumwirtschaftliche Zusammenhänge geschuldet. Auch rasende gesellschaftliche Trends brauchen offensichtlich eine gewisse Karenzzeit. Erst im Zuge ihres Reifeprozesses, der sowohl Konsolidierung bzw. Verstetigung als auch Abflachen beinhalten kann, lassen sich herbeigeredete Veränderungen von solchen unterscheiden, die eher substantiell und damit längerfristig bedeutend sein dürften. Im Rückblick wird auch deutlich, dass das Feld der raum-zeitlichen Interaktionen sehr vielschichtig ist und sich gegen eine schnelle Analyse in den Kategorien von „Effekten“ oder „Auswirkungen“ durchaus sperrt. Dies gilt erst recht für die Frage nach seiner wohin auch immer gerichteten Steuerung.

Nach dem Verdampfen eines Gutteils der Neuen Ökonomie bietet sich insofern ein von Hypes und Moden bereinigter Blick auf den materiellen Strukturwandel, der hinter diesen Entwicklungen steht. Ein solcher Blick auf Hintergründe und Zusammenhänge steht auch im Zentrum des vorliegenden Buchs. Es zeichnet den Wirkungszusammenhang von neuen Technologien, Gesellschafts- und Raumentwicklung am Beispiel der Themenfelder Mobilität und Verkehr nach. Die neuen Technologien stehen dabei nicht unbedingt im Mittelpunkt, sondern bilden eines von fünf Hauptkapiteln, in denen sie jedoch implizit immer wieder aufgerufen werden. Die anderen Kapitel dienen hier als Folie für eine Analyse der Wechselbeziehungen von tech-

nologischem Wandel, Raumentwicklung und Raumüberwindung. Die Entstehungsgeschichte des Buchs fällt, man möchte sagen „ironically“, noch in die Zeit vor dem Höhepunkt des Internetaumels der Jahre 1998-2000. Insofern ist es auch weniger anfällig gegenüber vielen schnell formulierten Zeitdiagnosen in Richtung „Auflösung“ von Stadt und Raum als Folge des technologischen Wandels.

Das Buch bietet in seiner soliden, nüchtern gehaltenen Argumentationsweise Gelegenheit zur distanzierten Betrachtung dieser Zusammenhänge. Es geht dabei nicht vom ‘technical fix’ aus, unterstellt also keine Alles überragende Rolle neuer Technologien, sondern bettet den technologischen Wandel umfassend in seinen historischen Kontext und in seine sozialen und ökonomischen (also gesellschaftlichen) Randbedingungen ein. Es thematisiert den Wandel der Erreichbarkeitsverhältnisse unter ausdrücklicher Verbindung von Informationsübertragung *und* physischem Verkehr, argumentiert also weder in die eine noch in die andere Richtung einseitig oder überhöhend. Schließlich kommt ihm auch zu Gute, dass der Autor sich einer breiten empirischen Basis und fundierter Kenntnisse von Stadt- und Raumentwicklung bedient, also auch nicht dort spekulieren muss, wo sich der Korridor zukünftiger Entwicklungsmöglichkeiten durchaus eingrenzen lässt.

Trotz aller spekulativen Disziplin ist eine der zentralen Thesen des Buches, dass die technologischen Innovationen nicht mehr nur eine graduelle Weiterentwicklung der Industriegesellschaft bewirken, sondern mit der Entstehung der Informationsgesell-

schaft einen prinzipiellen Wendepunkt markieren. Die wachsende Emanzipation von Raum- und Standortbindungen durch die vielseitig eingesetzten IuK-Technologien setzt neue Rahmenbedingungen für die Raumentwicklung, wie insbesondere am Beispiel der Hochgeschwindigkeitsnetze und der weltumspannenden ökonomischen Verflechtungen deutlich gemacht wird. Dies heißt jedoch nicht, dass Kategorien wie Raum oder Geographie in der Informationsgesellschaft keine Rolle mehr spielen würden: sie werden unter den neuen Bedingungen allerdings anders ausgefüllt als vorher.

Die Konsequenzen dieser Informationsgesellschaft werden mit Blick auf räumliche Mobilität und Verkehr als umfassende *Reorganisation der Erreichbarkeitsverhältnisse* interpretiert. Gesunkenen Raumwiderständen und gedehnten Aktionsräumen einerseits stehen neue Potenziale zur raumnahen Verdichtung von Kommunikation andererseits gegenüber. Aus dem Zusammenspiel dieser beiden Wirkungskomplexe, das sich in einer zunehmend polarisierten Raumentwicklung äußert, erklärt Schmitz die anhaltend starke Zunahme von Personen- und Güterverkehr über die vergangenen Dekaden. Anhand ausgewählter Beispielfelder werden einige Teilkomplexe vertiefend dargestellt, die für diese Wirkungsketten als repräsentativ angesehen werden können. Dazu gehört etwa die Anwendung der neuen Produktions- und Distributionstechnologien im betrieblichen Rahmen, die das System der Warenproduktion und -verteilung in der Vergangenheit sukzessive verändert haben – und zwar schon lange vor dem Aufstieg des Internets.

Im Bereich der Personenmobilität löst sich die Darstellung recht weit vom technologischen Kontext und betont stärker die siedlungsstrukturellen Kulissen, in denen sich neue Mobilitätsmöglichkeiten und individuelle Nachfrage zu einer zunehmend fragmentierten Stadtlandschaft ausformen.

Aus Sicht des Autors, der sich mit persönlichen Wertungen sehr zurück hält, bringt diese Reorganisation sowohl Risiken als auch Chancen für das Ziel einer nachhaltigen Raumentwicklung mit sich. Unter ceteris paribus-Bedingungen vor allem bezüglich der Entwicklung von sinkenden Transportpreisen, ausdifferenzierten Mobilitätsleitbildern und räumlicher Expansion (Globalisierung) diskutiert Schmitz die Aussichten für Letzteres zu Recht sehr kritisch. Während die reine Organisation und Abwicklung von räumlicher Mobilität durch IuK-Technologien weiter verbessert und erleichtert werden dürfte, lässt ihre Anwendung im sozio-kulturellen Kontext keine großen Pendelausschläge in diese oder jene Richtung erwarten, also verspricht nach dem derzeitigen Stand der Dinge weder übermäßige Verkehrseinsparungen noch starke Effekte in die Gegenrichtung. Es könnte eher sein, dass sie diejenigen Tendenzen unterstützen, die gegenwärtig ohnehin ablaufen: ein emergentes Nebeneinan-

der von global und lokal, das zunehmend in das Alltagshandeln diffundiert. Mit mehr Information und Kommunikation lassen sich nicht per se Probleme lösen, werden aber auch nicht zwangsläufig neue generiert.

Nach dem Lesen dieser Schrift kann man *erstens* den Eindruck gewinnen, dass die Neuerfindung der Welt auch in der Informationsgesellschaft zumindest vorläufig noch auf sich warten lässt. Allerdings laufen, dies wäre eine *zweite* Quintessenz, unter ihrer Oberfläche durchaus dynamische Veränderungen ab, die weit reichende Konsequenzen haben dürften. Dass dies von der Terminologie her eher für eine *evolutionische* denn *revolutionäre* Bewertung dieses Wandels spricht, sei nur am Rande angemerkt. Das Buch ist als Lehrbuch für Studierende der Geographie entstanden, dürfte aber auch für nicht-akademische Zwecke mit Gewinn gelesen werden.

Literatur

Cairncross, F. 1997: The Death of Distance. How the Communication Revolution Will Change Our Lives. Boston, MA.

Markus Hesse

Manfred Perlik: Alpenstädte: Zwischen Metropolisation und neuer Eigenständigkeit. Bern 2001 (Geographica Bernensia – Reihe P, Heft 38). 246 S.

Zu den weit verbreiteten Idealisierungen, Klischees und Zerrbildern der Alpen zählt in besonderer Weise das eines überwiegend ländlich geprägten Raumes. Tatsächlich haben sich auch in den Alpen bereits seit langem Städte entwickelt und unterliegen die Alpen insgesamt weit reichenden Prozessen der Urbanisierung, die jedoch selbst seitens der raumwissenschaftlichen Forschung bislang nur von wenigen wahrgenommen, geschweige denn systematisch alpenweit untersucht worden wären. Mit seinen bekannten Forschungsarbeiten zur Typisierung der Alpengemeinden hat Werner Bätzing (Universität Erlangen-Nürnberg) seit den 1990er Jahren dankenswerterweise diese „Wahrnehmungslücke“ zu füllen begonnen, ohne allerdings die eigene Rolle der Alpenstädte ausreichend zu thematisieren.

Dieser Aufgabe hat sich der Basler Geograph Manfred Perlik angenommen, dessen Dissertation „Alpenstädte – Zwischen Metropolisation und Eigenständigkeit“ bereits vor zwei Jahren an der Universität Bern erfolgreich abgeschlossen wurde und seither auch als Buch vorliegt. Die Erkenntnisse aus Perliks Forschungsarbeiten können berechtigt als überfällig angesehen werden: Überzeugend gelingt es dem Verfasser mit seiner gleichermaßen theoretisch wie empirisch fundiert angelegten Forschungsarbeit die spezifische Rolle der „kleinen Alpenstädte“ und der ablaufenden Urbanisierungsprozesse im Alpenraum im

Kontext der europäischen Raumentwicklung herauszuarbeiten. Die Entwicklung der Verstädterung ist danach nicht zuletzt aufgrund der ehemals bestimmenden naturräumlichen Faktoren im Alpenraum deutlich verzögert verlaufen und hat lediglich zur Entstehung kleiner und mittlerer Städte mit durchweg weniger als 100.000 Einwohnern geführt, die keinerlei Metropolfunktionen aufweisen. Dagegen sind die Siedlungs- und Strukturwandlungsprozesse denen der außeralpinen Städtesysteme sehr ähnlich: So ist auch in den Alpen ein anhaltendes Bevölkerungswachstum von Urbanisationszonen zu beobachten, das maßgeblich auf das Wachstum periurbaner Gemeinden im Übergangsbereich von Stadt und Land zurückzuführen ist. Diese Prozesse sind gleichermaßen am Alpenrand wie auch innerhalb der Alpen zu beobachten.

Entscheidend für die jüngere Entwicklung der Alpenstädte, so Perlik, ist deren fortschreitende Orientierung auf das nicht-alpine Europa: Diese wird sowohl von *innen durch* eine verstärkte wirtschaftliche und politische Aussenorientierung vieler alpiner Städte und deren Einbindung in verschiedene europäische Netzwerke als auch von *aussen durch* die Einbeziehung von Städten in den Einflußbereich ausseralpiner Metropolregionen (München, Mailand, Wien) bestimmt. Letztere Entwicklung ist insbesondere auf die immer großräumigere Trennung von Wohn- und Arbeitsort sowie die fortschreitende Ausdehnung des Freizeitradius zurückzuführen – beide Entwicklungstendenzen greifen räumlich immer tiefer in die Alpen und können insofern als eine Art Metropolisierung der davon erfaßten Regionen angesehen werden.

Nach Perlik ist insbesondere die zu beobachtende Integration des Alpenrandes in außeralpine Wirtschaftsräume kritisch zu sehen. Zwar profitieren diese vom Zuzug einer kaufkräftigen Bevölkerung, gleichzeitig ist damit jedoch ein Bedeutungsverlust als städtische Zentren verbunden. Zudem entsteht eine Situation, in der dieser dynamische Teil des Alpenraumes tendenziell aus der gemeinsamen Interessenlage des Alpenraumes herausgelöst wird und die inneralpinen Städte und Regionen eine fortschreitende Schwächung erfahren, da nur wenige Städte in der Lage sein werden, aufgrund einer industriellen oder touristischen Spezialisierung in überregionale Netzwerke eingebunden zu werden. Die damit verbundene Verfestigung bestehender oder die Entstehung neuer ökonomischer, sozialer und ökologischer Disparitäten zwischen den Regionen des Alpenraumes steht in krassem Gegensatz zu den Anforderungen an eine nachhaltige Raumentwicklung, wie sie nicht zuletzt auch von europäischer Seite für die großräumige Entwicklung in der EU eingefordert wird.

Gleichwohl sieht Perlik die zukünftige Entwicklung der Alpenstädte nicht durchweg skeptisch oder gar negativ. Im Gegenteil regt er eine Neubewertung der Urbanisierung im Alpenraum an, die der veränderten Situation der Alpenstädte Rechnung trägt. Danach sieht Perlik die Städte des Alpenraumes nicht ausschließlich der Ge-

fahr der metropolitanen Verfügung von außen ausgeliefert, sondern auch an einer Schwelle zu größerer Eigenständigkeit unter dem Vorzeichen von Deregulation und Regionalisierung. Neue Handlungsoptionen könnten den Städten dabei u. a. durch verschiedene Formen gezielter Kooperation erwachsen, die der gegenseitigen Unterstützung bei gemeinsamen Problemen und zur erfolgreichen Interessenvertretung dienen. Der Titel von Perliks Buch ist somit in gewisser Weise Programm: Zwischen Metropolisierung und Eigenständigkeit sind die Städte des Alpenraumes aufgefordert zu einer neuen Positionsbestimmung im größer werdenden Europa.

Der interessierte Leser schließt das Buch in der Gewißheit, einen theoretisch wie empirisch überzeugenden Beitrag gelesen zu haben, der nicht nur die jüngere Entwicklung der Alpenstädte, sondern die räumliche Entwicklung des Alpenraumes insgesamt besser zu verstehen hilft. Das Thema erscheint dabei mit der Arbeit von Perlik keineswegs abgeschlossen. Die Arbeit fordert vielmehr zu weiteren, vor allem auch anwendungsorientierten Arbeiten auf, die wichtige Beiträge zur Entwicklung und Ausgestaltung tragfähiger Handlungsperspektiven für Städte und Regionen des Alpenraumes im Spannungsfeld zwischen Globalisierung einerseits und Regionalisierung andererseits leisten könnten.

Ingo Mose

Sabine Thabe: Raum(de)konstruktionen. Reflexionen zu einer Philosophie des Raumes. Opladen 2002. 337 S.

Sabine Thabes Arbeit über „Raum-(de)konstruktionen“ folgt einem hohen Anspruch: sie möchte sich vom wissenschaftlichen Mainstream abgrenzen, erklärt ihm ihren Ungehorsam, möchte im romantischen und im wissenschaftlichen Sinne rebellieren (S. 13) und „Reflexionen zu einer Philosophie des Raumes“ liefern. So lautet der Untertitel des Buches. Es beginnt mit einem Kapitel über „Mythen als kollektive Träume von Räumen“. Es folgen „Mythen als individuelle Symbolsysteme“. Dieses Kapitel enthält unter Gliederungspunkt 2.2 auf den Seiten 126 bis 150 den Schlüsselansatz für das ganze Buch: In den „Methodologien des Selbst“ wird mit Raum als Ich-Umgebung der Reflexionsbegriff erläutert. Diese Ich-Umgebung wird psychoanalytisch, literarisch und biographisch unter der Leitlinie „Raumerzählungen in der Stadt- und Raumliteratur“ (Kap. 3.1) und schließlich als „Raumerzählungen in der Stadt- und Regionalsoziologie“ (Kap. 3.2) durchdekliniert.

Mit den Akzenten auf Mythen und „Erzählungen“ präferiert die Autorin literarische oder literaturwissenschaftliche Instrumente gegenüber wissenschaftstheoretischen oder philosophischen. Damit wird die Frage nach dem Unterhaltungswert von Raum an sich und dem Schreiben darüber zumindest implizit positiv beantwortet. In der teilweise originellen Anwendung auf die Stadt- und Regionalsoziologie wird allerdings das Genre der Erzählungenkritik nicht voll durchgehalten, da ziemlich

schnell auf Begriffs- und Symboldiskussion übergegangen wird.

Das abschließende vierte Kapitel „Wissenschaft mit Skalpell“ fällt mit 10 Seiten (S. 299-310) kurz und schmerzhaft aus, denn hier wird auf chirurgische Metaphern umgeschaltet. „Mein Vorschlag für eine Wissenschaft mit Skalpell umfaßt ein operativ-schneidendes, analytisch-sezierendes Denken, das seinem Gegenstand „Raum“ als einen Text-Körper entgegentritt. Das zu sezierende Objekt – „Raum als Leiche“ – wird in diesem Kontext als Demarkationslinie zwischen erstens Physis und zweitens Bedeutung interpretiert, d. h. das die vorzunehmenden Schnitte und Öffnungen am Text Aussagen über das Verhältnis von substantialen zu relationalen Text-Ordnungen implizieren.“ (S. 299, Interpunktion von S. T.) Die daran angeschlossenen „Raum-Therapien“ (S. 300) bleiben mit dem schon bekannten Dreiklang „Mythos, Symbol und Wissen“ und dem etwas originelleren ästhetischen Dreiklang „Phantastik, Erotik und Komik“ erfreulich unblutig.

Abschnitt 4.3.1 handelt „vom Denken derer, die den Unsinn „Raum“ überlebt haben“ (S. 309). Sind das die Adressaten von S. Thabes Buch? Beschreibt das deren (erwünschten?) Zustand vor oder nach der Lektüre des Buches? Oder ist auch dies wiederum „nur“ Selbstdiagnose der Autorin? Fragen solcher Art bleiben unbeantwortet, denn der Text zu diesem interessanten Thema nimmt gerade zwei Drittel der zweitletzten Textseite ein. Dem breit ausladenden Beginn des Buches steht somit ein rasanter, etwas zu kurzer Schluß gegenüber. Man erfährt also nicht, ob die Kategorie

„Raum“ außer einem Spielball für das Ego noch etwas anderes sein soll.

Das Ego reflektiert, wie die Kategorie „Raum“ ins eigene Leben tritt. Unter diesem Aspekt wird verständlich, dass das Buch weder aus Raumkonstruktionen noch aus Dekonstruktionen, sondern vor allem aus Rezensionen besteht. Nach welchen Kriterien ausgewählt wurde, lag dem Ego anheim. Das Ego der Autorin bestimmt auch, wie nahe Raum ein anderes Ego zu berühren hat:

„... Eliades Ausführungen über den heiligen Raum und die Sakralisierung der Welt ... spiegeln ein mythisches Denken wie es auch von Kurt Hübner (1985) expliziert wurde, der am Beispiel des Tèmenos einen heiligen Ort analysiert. Von einer solchen Heiligkeit inspiriert habilitierte Gabriele Sturm mit „Wege zum Raum“ (1997). Solche Wege schildern, wie Heinz Kohut diagnostizieren würde, hochneutralisierte narzißtische Energien und eine komplexe Objektlibido ... In einer hysterischen Variante wurden diese Wege schon bei der Raum-Mystikerin Hildegard von Bingen als Scivias (Wisse die Wege) beschrieben ... Im Verhältnis zu Raum inszenieren sich Räumler protestantisch-(f)rigide ... Dennoch (und deshalb) reflektieren die Verweise auf Schoßräume oder diverse andere kosmologische Erotologien ein Defizit an exhibitionistischer Libido (Kohut) in soziologischen Raum-Theorien, welches mit Hilfe metaphysischer Sexuelspekulationen kompensiert werden soll.“ (S. 290-291; Interpunktio vereinfacht, H. K.)

Mit der Sexualisierung von Sprache, Motiven, einiger anderer Ideen und weitläufigen Anleihen aus der postmodernen

Egotrip-Literatur befindet sich S. Thabe keineswegs abseits des Mainstreams – wie noch auf S. 13 angestrebt, sondern mittendrin. Das zeigen Geomantie-Diskussionen in wissenschaftlichen Zeitschriften ebenso wie die wiederholte Reanimation von Mythen oder das spezifische Interesse an kleinen, aber feinen Randgruppen (hier: Stadt- und Regionalsoziologen).

Dabei wäre durchaus ein anderer Schluß möglich gewesen, zumal Analysen, die sich mit der Entwicklung von Raumabstraktionen im Kommunikationsmedium „Kunst, Literatur, Film“ befassen, relativ dünn gesät sind. Natürlich kann man die Ästhetik der Umgebungsaufarbeitung eines Paul Nizon mit der eines Dieter Läßle parallelisieren, aber wäre der Vergleich mit Andrej Tarkovskij oder Stanley Kubrick nicht ergiebiger ausgefallen? Hätte das Wälzen von Documenta-Katalogen in Hinblick auf Abstraktionsvarianzen personalisierter Umgebungen nicht mehr erbracht? Ist es nicht gerade ihre Künstlichkeit, die einer Raumabstraktion unter der Vielzahl möglicher Abstraktionen erhöhte Aufmerksamkeit bescheren kann? Um wessen Aufmerksamkeit geht es dabei? Über welche Art von Kommunikation wird eine Brücke zwischen Künstler/Dichter und Adressaten hergestellt, welche gemeinsamen Systemumgebungen erfordert dies? Sollte man jenes sozial und sprachlich determinierte „Umgebung von ...“ genauso wie die standardisierte Umgebung eines Unternehmens oder einer Administration als „Raum“ bezeichnen? Die Künstlichkeit eines solchen Raumes läge dann nicht in seiner Mythenhaftigkeit, sondern schlicht in der Nicht- oder Nochnicht-Standardisierung seiner in-

novativen, originellen Abstraktion für bestimmte Adressaten. Implizit geht es darum in S. Thabes Arbeit auch – wenn man an den etwas flach und psychologisch bisweilen zu einfach gestrickten Verknüpfungen zur Stadt- und Regionalsoziologie vorbeiliest. Aber leider wird jenes Interesse an der Art und Weise von künstlerischer und

personell besonderer Umgebungsabstraktion in diesem Buch nicht zu Ende geführt. Die Frage nach der Destruktion oder Konstruktion der Umgebung als Raum und dem kommunikativen Wert solcher Operationen steht somit nach wie vor zur Diskussion.

Helmut Klüter

Ulrich Brand, Alex Demirovic, Christoph Görg, Joachim Hirsch (Hg.): Nichtregierungsorganisationen in der Transformation des Staates. Münster 2001. 182 S.

In den 1990er Jahren, im Windschatten mehrerer großer UN-Konferenzen, entwickelten sich Nichtregierungsorganisationen (NGOs) gleichsam über Nacht zu einem neuen Akteur auf der (internationalen) politischen Bühne. Während die „neuen sozialen Bewegungen“, die die Protestkultur seit den späten 1960er Jahren geprägt hatten, vielfach in der Bedeutungslosigkeit versanken, machten sich NGOs zum Anwalt einer „globalen Zivilgesellschaft“, die sich durch ihre Regierungsvertreter allein bei internationalen Organisationen und Großereignissen nur noch unzureichend vertreten fühlte. So verwundert es nicht, dass sie relativ bald zum beliebten Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung wurden: Zahlrei-

che Monographien, Sammelbände und Zeitschriftenaufsätze untersuchten die Rolle von NGOs als Indikatoren für staatlich-politisch unterrepräsentierte Probleme oder fragten nach ihrer Bedeutung im Rahmen einer sich heraus bildenden „Global Governance“. Dabei blieben allerdings zentrale Begriffe und Zusammenhänge wie „Staat“, „Zivilgesellschaft“ oder das Verhältnis von Politik und Ökonomie unterbestimmt.

Der vorliegende Band setzt an diesen Forschungsdefiziten an. Er versammelt Aufsätze, die das Phänomen „NGOs“ von einer materialistischen Staatstheorie ausgehend betrachten und es in den Kontext der „Internationalisierung des Staates“ einordnen. Mit letzterer ist ein Prozess gemeint, in dem sich nationalstaatliche Apparate immer stärker auf die internationale Konkurrenz hin orientieren und sich auf neuartige Weise miteinander sowie mit internationalen Institutionen vernetzen: „Die den Na-

tionalstaaten zugeschriebenen Apparate oder einzelne ihrer Segmente sind“, so Alex Demirovic, „(...) netzwerkartig und gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen mit suprastaatlichen Einrichtungen verknüpft und reproduzieren sich gemeinsam mit diesen auf erweiterter Stufenleiter als Staat“ (S. 163).

In diesem Prozess erhalten NGOs ihre politische Bedeutung. Denn die Internationalisierung des Staates geht, wie Joachim Hirsch ausführt, einher mit der Aushöhlung liberaldemokratischer Institutionen und führt zu „regulatorischen und legitimatorischen Defizite(n)“ auf nationaler wie auf internationaler Ebene (S. 30). Es kommt also zu einer „Krise der Repräsentation“, auf die der Politiktypus „NGO“ eine Reaktion darstellt. Dabei wäre es jedoch verfehlt, NGOs einfach als Vertreter einer dem Staat gegenüber stehenden Zivilgesellschaft zu begreifen. Denn Staat und Zivilgesellschaft bilden einen „ebenso komplexen wie widersprüchlichen Herrschaftszusammenhang“; Zivilgesellschaft – verstanden als Sphäre, in der Partikularinteressen miteinander um ihre Verallgemeinerung ringen – muss, so Hirsch im Anschluss an Gramsci, „als Teil des ‘erweiterten Staates’ betrachtet werden“ (S. 19 f.). Das „Nicht“ der Nichtregierungsorganisation bezeichnet deshalb auch keine klare Positionierung zu nationalen oder internationalen Staatsapparaten, sondern verweist eher auf „eine spezifische Form des ‘Staatswerdens’ formell privater Organisationsformen oder eine ‘Privatisierung’ staatlicher Strukturen“ (S. 15).

Dieser theoretische Befund wird in den Beiträgen von Thomas Gebauer und Peter

Wahl mit interessanten empirischen Belegen unterfüttert. Gebauer zeigt u. a. am Beispiel von Hilfsorganisationen im Kosovo auf, wie NGOs sich an der Seite von Regierungsvertretern für „konstruktive Problemlösungen“ engagieren und dazu beitragen, den Legitimationsproblemen staatlicher Politik zu begegnen. Dabei kommt es bisweilen zu einer höchst bedenklichen Arbeitsteilung: Während staatliche Politik sich immer mehr „auf ein autoritäres Management von Gefahren und Krisen“ (S. 102) konzentriert, werden die dadurch entstehenden humanitären Lücken von NGOs gefüllt. Die moderne Errungenschaft sozialer Anspruchsrechte bleibt dabei auf der Strecke: „Hatte früher noch der Staat eine soziale Fürsorgepflicht und konnte staatliche Unterstützung wenigstens im Prinzip rechtlich eingeklagt werden, haben die Opfer der neoliberalen Globalisierung heute meist nur noch die Möglichkeit, an private ausländischen [sic] Hilfswerke zu appellieren. Die Unterstützung, die sie von diesen bekommen können, trägt bereits wieder die Züge feudaler Gönnerhaftigkeit“ (S. 100).

Am Beispiel der „HIPC-Initiative“ – eines Programms der Weltbank zugunsten hochverschuldeter Entwicklungsländer – zeigt Peter Wahl, wie NGOs in die Rolle eines „Transmissionsriemen(s) für Weltbankinteressen“ (S. 130) gerieten: In regelmäßigen, von der Weltbank initiierten Gesprächen entwickelten sie ein Verständnis für die Komplexität der Schuldenproblematik und machten sich das Konzept eines „tragfähigen Schuldendienstes“ zu eigen. Der Weltbank gelang es, „den politischen Kern von Verschuldung, das Dominanzverhältnis zwischen Gläubigern und Schuldern“

(S. 128), zu dethematisieren und den Konflikt auf die Frage der Tragfähigkeitsgrenze zu lenken. Es kam zur „freiwilligen Übernahme einer heteronomen Problemdefinition und -konstitution“ (S. 129) durch die NGOs. Dennoch – das zeigen sowohl Wahl als auch Gebauer – bleibt das Verhältnis von NGOs und Staat grundsätzlich widersprüchlich. Wo es NGOs gelingt, Interessenwidersprüche in internationalen Organisationen bzw. zwischen Regierungen zu nutzen, oder wo sie sich statt auf Regierungspolitik auf „alternative selbstbestimmte Lebens- und Reproduktionsformen“ (S. 117) beziehen, dort können sie durchaus emanzipatorisch wirken.

Eine gelungene Synthese aus empirischen Befunden und theoretischen Überlegungen findet sich im Beitrag von Christoph Görg und Ulrich Brand. Am Beispiel der Biodiversitätspolitik untersuchen sie die Rolle von NGOs bei der Konstitution von Problemlagen und der Schaffung von „Korridoren“ der Problembearbeitung. (Ökologische) Probleme sind nicht einfach gegeben. Was genau warum für wen zum Problem wird, ist Gegenstand sozialer Auseinandersetzungen. Diese werden im Rahmen des „erweiterten Staates“ ausgetragen. Das heißt im Fall der hochkomplizierten Biodiversitätsproblematik vor allem: auf dem „Feld wissenschaftlicher Beschreibungen“ (S. 74). Hier „kämpfen soziale Akteure um die Berücksichtigung ihrer Interessen auf der Ebene des Wissens und der symbolischen Repräsentation der Probleme“ (S. 80). NGOs tragen mittels fachlicher Expertise wesentlich zur Problemkonstitution bei. Allerdings ist ihre Rolle ambivalent: Den größten Einfluss entfalten sie dann,

wenn sich ihre Vorschläge „relativ nah an den dominanten Problemwahrnehmungen“ orientieren (S. 85).

Etwas aus der Reihe fällt der Beitrag von Roland Roth. Der Autor gibt zwar einen kenntnisreichen Überblick über die Literatur zum Thema „NGOs und transnationale soziale Bewegungen“. Er verzichtet aber darauf, deren empirische Befunde im Licht einer von Gramsci und Poulantzas inspirierten materialistischen Staatstheorie zu interpretieren, die sich in den übrigen Beiträgen als außerordentlich erhellend erweist. Dies ist jedoch nur ein kleiner Wermutstropfen in einer ansonsten höchst anregenden Lektüre. Dem vorliegenden Sammelband gelingt es, dem Gegenstand „NGOs“ eine Vielzahl von Einblicken in die Internationalisierung des Staates und damit in die Herausbildung neuer Herrschaftsstrukturen abzugewinnen. Dies ist wissenschaftlich äußerst spannend und politisch hoch relevant – letzteres vor allem deshalb, weil die Spannungsfelder beleuchtet werden, in denen NGO- und Bewegungs-AktivistInnen agieren. Die politische Schlussfolgerung, die sich aus den Analysen ergibt, kommt am besten im folgenden Satz zum Ausdruck: „Radikale soziale Bewegung, die ihr Protestpotential nicht institutionell einbinden lässt, bleibt eine grundlegende Voraussetzung für demokratische Entwicklungen“ (S. 42). Die Ereignisse von Seattle oder Genua deuten darauf hin, dass eine neue Protestgeneration sich diese Einsicht zu eigen macht.

Markus Wissen